

# REGNUM

Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung

Aus dem Inhalt:

Der Fall Küng als Zeichen

Pater Kentenich  
Jesus von Nazareth – Abbild des  
barmherzigen Vaters

B. Schneider  
Zum Marienbild der Urkirche

N. Martin  
Familie und Religion

H. M. Czarkowski  
Missionarische Bewußtseinsbildung

„Legionäre Christi“

Buchbesprechung

## Inhalt:

<b>Der Fall Küng als Zeichen</b>	<b>49</b>
Pater Joseph Kantenich <b>Jesus von Nazareth – Abbild des barmherzigen Vaters</b>	<b>51</b>
Benito Schneider <b>Zum Marienbild der Urkirche</b>	<b>60</b>
Norbert Martin <b>Familie und Religion – Ergebnisse einer EMNID-Spezialbefragung</b>	<b>67</b>
Hans M. Czarkowski <b>Missionarische Bewußtseinsbildung in den siebziger Jahren</b>	<b>85</b>
<b>Blick in die Zeit</b>	<b>90</b>
<b>Buchbesprechung</b>	<b>96</b>

REGNUM · Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung  
ISSN 0341-3322

Schriftleitung: Dr. Engelbert Monnerjahn  
Anschrift der Schriftleitung: 5414 Vallendar-Schönstatt, Postfach 120

Verlag: Patris Verlag, 5414 Vallendar-Schönstatt, Postfach 120

Herstellung: Neuwieder Verlagsgesellschaft, Neuwied

Bestellungen und geschäftliche Mitteilungen sind an den Verlag, Manuskripte und Anregungen an die Schriftleitung zu richten. Unverlangt zur Besprechung eingesandte Bücher werden u. U. nur kurz angezeigt.

Erscheint vierteljährlich. Preis des Abonnements DM 19,- einschl. Porto, Ausland 18,15 zzgl. 2,- DM Porto. Preis des Einzelheftes DM 5,-.

## Der Fall Küng als Zeichen

*Am Ende einer Stellungnahme zum Entzug der kirchlichen Lehrbefugnis für Hans Küng schrieb sein Tübinger Kollege Prof. Walter Kasper im „Rheinischen Merkur“ vom 4. Januar: „Die Alternative zu dem, was jetzt viele als modernistische Progressivität kritisieren, kann nicht reaktionärer Konservatismus sein. Jenseits des unfruchtbar gewordenen Streits zwischen Konservativen und Progressiven gilt es, einem offensiven Katholizismus zum Durchbruch zu verhelfen.“ In der Tat, worauf Prof. Kasper damit den Finger legt, das ist höchster Beachtung wert. Der Fall Küng muß nach vorn überwunden werden. Das kann aber nur geschehen, wenn er nicht isoliert betrachtet, sondern als Zeichen, als Signal aufgefaßt und verstanden wird. Es müssen aus ihm Lehren und Folgerungen gezogen werden, die sich als Gewinn für den weiteren Gang der Dinge in Kirche, Theologie und Seelsorge erweisen. Eben das, so scheint es uns, tut Prof. Kasper vor allem in dem zitierten Schlußsatz seiner Stellungnahme mit der Aufforderung, „einem offensiven Katholizismus zum Durchbruch zu verhelfen.“*

*Worin könnte der geforderte offensive Katholizismus bestehen? Wohin sollte er zielen? Vielleicht muß man gegenwärtig vor allem zwei Richtungen namhaft machen. Zunächst ist eine Entfaltung offensiven Katholizismus' in die Kirche selbst hinein nötig. Auf diese Notwendigkeit macht der Fall Küng ohne Zweifel aufmerksam. Wie immer man zu allem, was Küng geschrieben hat, stehen mag, eines ist sicher: die Publikationen Küngs weisen hin auf eine weitverbreitete Verwirrung und Unklarheit in grundlegenden Wahrheiten des Glaubens. Zugleich offenbaren sie, nicht zuletzt durch ihre Auflagenhöhe, einen aktuellen Hunger nach Glaubensinformation und -interpretation.*

*Eine der Ursachen für diese Verwirrung und Unklarheit wie auch für diesen Hunger muß man wohl darin sehen, daß die Glaubenssubstanz in der Kirche und in den Herzen der Gläubigen seit etwa einer Generation ständig zurückgegangen ist, ein Neuaufbau solcher Substanz aber offenbar nicht oder nicht in genügendem Maße stattfand. Man hat in den vergangenen Jahren – und auf manchen Gebieten wie dem der Entwicklungshilfe und der Caritas nicht ohne Erfolg – großes Gewicht auf die christliche Orthopraxie gelegt. Inzwischen zeigt sich: Man hätte mindestens ebenso sorgfältig die christliche Orthodoxie pflegen müssen, schon allein deswegen, weil christliche Orthopraxie sich auf die Dauer ohne die volle und lebendige Substanz der christlichen Orthodoxie nicht sichern läßt.*

*Offensiver Katholizismus in die Kirche hinein hieße demnach: Neue, umfassende, tiefgreifende Evangelisierung, Katechesierung des Kirchenvolkes. Wir können uns der Einsicht nicht länger verschließen: Die Frohe Botschaft muß in unseren Breiten neu verkündigt werden. Und zur Glaubensschule muß die*

*Glaubenserziehung treten, d. h. die Befähigung, in Freude und Freiheit die christliche Existenz zu leben – dies alles auf dem Hintergrund unserer Zeit und im Blick auf die Verwirklichung der Sendung Christi in der Welt von heute.*

*Eine andere Richtung für einen offensiven Katholizismus, der eine große Dringlichkeit eignet, ist die Welt, in der wir als Christen leben. Der Zustand dieser Welt, ihre Atmosphäre bedarf unbedingt einer erneuten Durchdringung, Durchsäuerung mit dem Geiste Christi und mit seiner Gnade. Danach verlangt die Welt selbst. Sie will nicht „weltliche Welt“ bleiben, weil sie auf Christus angelegt ist und ohne Christus nicht zu ihrer Vollendung gelangen kann. Das erfordert aber auch die Sorge für ein kraftvolles Leben aus dem Glauben seitens der Christen in der Welt. Die Atmosphäre in den Ländern des Okzidents ist in unserem Jahrhundert zunehmend weniger vom Christentum beeinflusst; sie ist vor allem auf den Gebieten des Geistes und der Moral geradezu unchristlich geworden. Dadurch aber wird der Vollzug des Glaubens und das Leben aus dem Glauben auch für den gutwilligen Christen ungemein erschwert. In einer Welt zum Beispiel, die Wunder für unmöglich hält, ja sie belächelt, kann die Botschaft von Jesus von Nazareth als Sohn Gottes, „aus dem Vater geboren vor aller Zeit“, „Mensch geworden aus Maria der Jungfrau“, nichts als ein Mythos sein. So besteht denn auch das entscheidende Argument, weshalb man heute nicht mehr an Jesus im Sinne der traditionellen Lehre von der Jungfrauengeburt und der metaphysischen Gottessohnschaft glauben könne, im Grunde darin, daß solcher Glaube sich mit der herrschenden Mentalität nicht vereinbaren lasse. Also geht man an eine Interpretation des Evangeliums, die mit der herrschenden Mentalität vereinbar ist. Die andere Möglichkeit, von der christlichen Botschaft her die heutige Mentalität zu verändern, zu verchristlichen, kommt nicht in den Sinn. Gerade das aber sollte geschehen. Das ist offensiver Katholizismus, wie ihn die Stunde fordert.*

## Jesus von Nazareth – Abbild des barmherzigen Vaters

Von Pater Jos. Kentenich

Was zu allen Zeiten schwer war, glückt heute nur wenigen Auserlesenen: Kreuz und Leid als Zeichen besonderer persönlicher Intimität und Kostbarkeit von seiten Gottes aufzufassen und zu umfassen. Und doch verlangt Gott dieses Meisterstück von allen Vorsehungskindern. Umgekehrt ist verständlich, daß alle, die irgendwie vom „Gift aus dem Osten“ (dem Kollektivismus) angesteckt sind, mit der Zeit wenigstens auf weiteste Strecken ihres Lebens das Organ, die Aufnahmefähigkeit und Empfänglichkeit für das Heilsserum des praktischen Vorsehungsglaubens verlieren. Das gilt dann besonders, wenn eine überspitzt einseitige, mechanistische Denkstruktur den Sinn für organische Ganzheitsschau und Lebensvorgänge trübt.

Vermutlich überfluten uns in dem Zusammenhang eine Unsumme von ernsten und geheimnisvollen Fragen über Eigenart und Auswirkung dieses Glaubens, über Verhältnis zwischen Gott und Mensch, Erst- und Zweitursache, zwischen göttlicher Vorsorge und menschlicher Mitsorge. Hier sind sie theoretischer, dort praktischer Art. Hier berühren sie Gegenwart und Zukunft, dort kreisen sie um Ereignisse aus der Vergangenheit: sowohl aus Welt- und Kirchengeschichte als auch aus dem eigenen Leben. Wir wollen sie vorläufig alle abschütteln, um uns nicht von der gewählten Linie abdrängen zu lassen. Auf dieser Linie bewegt sich die Überlegung: *Was hat denn Vaterweisheit ersonnen, um uns den Weg vom Glauben an die allumfassende göttliche Vorsehung zum Erfassen der besonderen göttlichen Vorsehung leichter zu machen?*

Wir sehen hier ab von der geplanten Spiegelung der Spannungs- und Ordnungseinheit zwischen beiden Lebensvorgängen im Menschen- und vor allem im Familienleben und von den in die Weltordnung und Weltregierung eingebauten Gesetzen der organischen Übertragung und Weiterleitung. Wir setzen uns bei anderer Gelegenheit ausführlich damit auseinander. Hier sei es gestattet, wenigstens für die fundamentale Bedeutung solch unmittelbar fassbarer Abbildlichkeit für den sinnhaften, ja sinnengierigen und entwurzelten heutigen Menschen mit einem Seitenblick auf das Vaterprinzip hinzuweisen. Wir lenken zunächst den Blick vom Menschen weg und *beschäftigen uns ausschließlich mit Gott, dem Vater der Erbarmungen und dem Gott allen Trostes.*

Der unsere Natur geschaffen hat, kennt besser als wir unsere Bedürfnisse. Und seine Weisheit und Liebe weiß Mittel und Wege, sie zu erfüllen, während seine Allmacht verwirklicht, was Weisheit und Liebe ersonnen haben. Um uns Men-

schen zu überzeugen und zu zeigen, daß er trotz seiner Einstellung ins Weite auf das gesamte Weltgeschehen, daß er trotz der Fülle seiner unendlichen Vollkommenheiten, trotz der Unbestechlichkeit und Unerbittlichkeit seiner Wahrheit und Gerechtigkeit und trotz der Unberührtheit seiner Heiligkeit, trotz seines liebenden Umfassens all dessen, was er geschaffen, eine tiefe und warme Zuneigung für jeden einzelnen hat und sich für jede kleine und kleinste Kleinigkeit persönlich interessiert, *hat er seinen eingeborenen Sohn die menschliche Natur mit allen edel-menschlichen Neigungen und Leidenschaften annehmen lassen.* Et Verbum caro factum est et habitavit in nobis = Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt. Und mit dem menschengewordenen Wort hat auch sein geheimnisvolles urpersönliches Interesse an jedem einzelnen, das wir uns wegen seiner Geistigkeit und Unwandelbarkeit so schwer vorstellen können, eine sinnenhafte Spiegelung, eine Inkarnation erfahren. Der Eingeborene, der das uns zugewandte menschliche Antlitz des Vaters darstellt, offenbart uns in sinnenhaft-greifbarer Art, *in echt menschlicher Weise, wie wir uns das geistige Interesse des Vatergottes an jedem einzelnen nach menschlicher Weise vorstellen dürfen.* Treffend erklärt Newman:

„Wunderbar und anbetungswürdig ist fürwahr die Herablassung, mit der er unserer Schwäche zu Hilfe kommt. Er kommt ihr entgegen und hilft ihr auf jene Weise, in der er auch die Erlösung der Seelen bewirkte. Damit wir verstehen möchten, daß er ungeachtet seiner geheimnisvollen unendlichen Vollkommenheiten eine Aufmerksamkeit und eine besondere Neigung für jeden einzelnen hat, hat er die Gedanken und Gefühle unserer eigenen Natur angenommen, welche, wie wir alle wissen, solcher persönlichen Zuneigung fähig ist. Indem er Mensch wurde, hat er die Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten unserer Vernunft in dieser Hinsicht ein für allemal abgeschnitten, als wollte er all unseren Einwendungen recht geben und sie dadurch widerlegen, daß er sich selbst auf unseren Standpunkt stellte.“

Gottes persönliches Interesse an uns hat vor allem zwei Eigenschaften: es ist unendlich zart oder zärtlich und unendlich aufmerksam. Das will heißen: Der Vater hat uns in seinem Sohn gleichsam einen Spiegel geschenkt, aus dem uns seine unendlich zärtliche und aufmerksame Vaterliebe entgegenstrahlt und verständlich wird, wenn wir auch nicht genauer fassen, wie sich solch tiefe Zuneigung Gottes zu jedem einzelnen mit seinen anderen Eigenschaften vereinbaren läßt. Wenn wir uns jedoch vergegenwärtigen, was wir uns oben von Pascal und St. Thomas über Spannung und Harmonie, über die Ergänzungstugenden wahrer Heiligkeit in menschlichen Abbildern des Allheiligen haben sagen lassen, und wenn wir dann bei Gott nach allen Richtungen unendliche Masse annehmen, so mag der abstrakt denkende Verstand auf den Weg gestellt sein, um scheinbar unvereinbare Gegensätze sich in Einheit auflösen zu sehen.

Wer aber gemüthhaft von der persönlichen Liebe und Zuneigung Gottes erfaßt werden will, darf mit solchen abstrakt philosophischen Überlegungen nicht zufrieden sein. Er darf sich auch nicht mit den Lehren der Heiligen Schrift über die besondere göttliche Vorsehung oder mit dem bei uns üblichen sorgfältigen dauernden Nachkosten der persönlichen Erbarmungen Gottes im eigenen Leben und in der Familiengeschichte begnügen. *Er muß weiter gehen und das warme Empfindungsleben des Heilandes als menschlich greifbaren Ausdruck der Vaterliebe Gottes verstehen, kosten und erwidern lernen.* Es ist so, als wenn der Heiland uns auch in diesem Sinne das Wort zurief: Wer mich sieht, sieht den Vater . . . Niemand kommt zum Vater, es sei denn durch den Sohn . . . Niemand versteht die persönlich interessierte individuelle Liebe des Vaters tief, wer sie nicht im Bilde des Eingeborenen sich spiegeln sieht. Modernes angekränkeltes Empfinden mag sich am Ausdruck „zärtlich“ in Anwendung auf den Heiland und seine Beziehung zu den Menschen stoßen. Er hört dafür lieber – wenn es schon sein muß und nicht anders geht – von Zartheit der Liebe sprechen. Wir brauchen aber – mit einem Seitenblick auf solche Abwehrhaltung – absichtlich das Wort „zärtlich“, teils, weil es besser ausdrückt, was gemeint ist, und treffend falsche Vorstellung über Gott und Gottessohn überwinden hilft, teils weil es uns kollektivistisch angehauchte moderne Menschen nachhaltiger aufhorchen läßt. Im übrigen lesen wir es sowohl im Sprachschatz der mittelalterlichen Mystiker als auch des großen Kardinals Newman im selben Zusammenhang. Der Philosoph findet unschwer in „zärtlich“ den amor affectivus und in „aufmerksam“ den amor effectivus wieder. Von hier aus fällt helles Licht auf die Herz-Jesu-Verehrung für alle, die Meister und Muster und Apostel des Vorsehungsglaubens werden wollen. Freilich müssen sie, wie das Gesetz der Weiterleitung es verlangt, vom göttlichen Herzen emporsteigen zum Vater.

Nach dem Gesagten gilt es, sich liebevoll hineinzuverensenken in das Heilandsleben und bei den Zügen besonders zu verweilen, in denen die Zärtlichkeit und Aufmerksamkeit seiner persönlichen Zuneigung anschaulich zum Ausdruck kommt.

Gottes Vaterweisheit geht noch einen Schritt weiter. Im Gottmenschen sehen und erleben wir bisweilen einen unbegreiflichen, geheimnisreichen Spannungsreichtum von Gegensätzen, die sich in ihm zu göttlicher Ordnungseinheit verbinden, mit dem kleinen Menschenverstand aber nicht gefaßt werden können. So menschlich nahe er uns bei Gelegenheit durch Wärme, Glut und Kraft seiner edel-menschlichen Neigungen auch kommt, es gibt Augenblicke und Situationen, da läßt er uns durch seine vollendete göttliche Unnahbarkeit in Ehrfurcht vor sich erzittern und erbeben. In solchen Momenten klingt uns vom Kreuz das Wort entgegen: *Ecce mater tua. Die Gottesmutter, seine amtliche Dauergefährtin und Dauerhelferin beim gesamten Erlösungswerke, ist ganz Mensch, nur Mensch; sie ist und bleibt die Mater misericordiae.* Wie sie hier auf Erden der

Repräsentant des echt Menschlichen dort vor allem war, wo er durch göttliche Unerbittlichkeit und Unnahbarkeit zur Ferne zwingt – wie etwa beim Tempelbesuch des Zwölfjährigen, oder bei der Hochzeit zu Kana, oder damals, als sie ihn in rührender mütterlicher Sorge vor den Anschlägen seiner Feinde schützen und nach Nazareth holen wollte – so ist sie seit ihrer Aufnahme in den Himmel, wo sie Sitz und Stimme im Rat des Dreifaltigen Gottes hat, in derselben Angelegenheit der Garant dafür, daß es dabei – wir sprechen wieder nach echt menschlicher Weise – trotz göttlicher Souveränität für uns gleichsam echt menschlich zugeht.

Das Gesetz der Weltregierung, das Chrysostomus feststellt und in die Form kleidet: *Haec est consuetudo misericordis Dei, hunc honorem servis suis dare ut propter eos et alii salventur* (Es ist Brauch des barmherzigen Gottes, seinen Dienern die Ehre zu verleihen, daß ihretwegen auch andere selig werden) gilt in einzigartiger Weise von ihr, die wir „unser Leben, unsere Süßigkeit, unsere Hoffnung“ nennen. Und Kardinal Faulhaber erklärt:

„Gott hat seine Gnade nicht an die Sterne des Himmels geheftet; wir könnten sie von dort nicht herunterholen. Gott hat seine Gnaden nicht wie die Perlen in die Tiefen des Meeres versenkt; wir könnten sie von dort nicht heraufholen. Gott hat seine Gnaden in Mutterhände gelegt, weil Mutterhände immer bereit sind, mit vollen Händen auszuteilen.“

Es genügt dem Vorsehungschild und Vorsehungsapostel aber nicht, solch menschliche Züge im Heilands- und Marienbild zu sehen und zu zeigen und sich hineinzuverlieben, sie wollen auch systematisch und bewußt mit dem Vatergott in Verbindung gebracht werden. Was wir von der Psychologie und Pädagogik der Leitgedanken wissen, will hier praktisch durchgeführt werden. Die Art, wie sonst ein Gedanke zum Zentral- und Kerngedanken und Kernerlebnis wird, will sorgfältig berücksichtigt werden. Die Bedeutung des Vorsehungsglaubens mit der starken Zentrierung auf den Vatergott für die heutige Zeit lohnt reichlich Mühe. So wollen wir denn nicht ruhen, bis wir mit unserer Gefolgschaft Pauli Wort aus ganzer Seele wiederholen können: *Ich beuge meine Knie vor dem Vater unseres Herrn Jesus Christus*. Das soll auch der Sinn unserer marianischen Erziehung sein, so wie sie sich in Schönstatt entfaltet und bewährt hat.

*Um wenigstens an einigen Beispielen zu zeigen, wie zart menschlich der Heiland empfindet und wie aufmerksam er im Umgang mit Menschen ist, empfiehlt es sich, ihn in seinem Verhältnis zu seinen Freunden zu beobachten.* Es kann sich selbstverständlich nur um einige Streiflichter handeln, die unsere Initiative, unseren Entdecker- und Eroberungswillen wecken und auf dieses fruchtbare Gebiet im Interesse einer kraftvollen Vater- oder Vorsehungsströmung lenken möchten.

Schon daß der Heiland, der Herr des Himmels und der Erde, der das Zepter der Weltregierung tatkräftig in der Hand hält, *freundschaftlicher Neigungen und Empfindungen* fähig ist, berührt uns heutige Menschen außerordentlich sympathisch. Da und dort mag es auch verwunderlich erscheinen.

Die Heilige Schrift macht es uns jedenfalls durch meisterhafte Kleinmalerei leicht, Einzelzüge auf uns wirken zu lassen. So berichtet sie von den Tränen, die der Herr in echt menschlicher Weise über das Schicksal Jerusalems vergossen, von der Art, wie er Petrus vor und nach dem Fall behandelt, wie er sich Johannes gegenüber gegeben hat, und wie er mit Thomas verkehrte, als er zweifelte. Ungeschminkt läßt sie sein Verhältnis zu den frommen Frauen bei Gelegenheit durchschimmern.

*Von besonderem Reiz sind die Beziehungen zu Lazarus und seinen Schwestern.*

Es sei gestattet, hier etwas länger zu verweilen, weil die Heilige Schrift es auch tut. Die bestrickend schöne Szene möchten wir mit dem Merkwort charakterisieren: Jesu Tränen am Grabe des Lazarus, und als erklärenden Text die kurze Schilderung bei Johannes (11, 43 ff.) beifügen.

Jesus sprach: „Wo habt ihr ihn hingelegt?“ Und sie sprachen zu ihm: „Herr, komm mit und sieh!“ Und Jesus weinte. Da sprachen die Juden: „Seht, wie er ihn lieb hat.“ Gerne gestehen wir gleichzeitig, daß für begrenztes menschliches Denken schon der äußere Verlauf der Tatsachen voll von schwer lösbaren Rätseln ist, die sich zum undurchdringlichen Geheimnis verdichten, wenn wir an den göttlichen Charakter seiner Person denken, wenn wir uns fragen: Wie konnte er als Gott immer selig sein und als Mensch gleichzeitig weinen? Wie konnte er allwissend und zugleich unwissend sein? So steht der, der uns das Geheimnis des Vaters erschließen soll, wieder mit dem Schleier des Geheimnisses umhüllt vor uns. Und ist nicht auch seine Mutter als *Speculum iustitiae* in ihrer Art von Geheimnissen reichlich umgeben? So kommen wir nie aus der Welt des Unfaßbaren heraus, in die uns nur lebendiger Glaube hineinführen kann. Und es darf uns nicht wundern, wenn auch das Weltgeschehen und unser Leben angefüllt sind mit Unbegreiflichkeiten.

Der Heiland weint, er weint wirklich voll innerer Bewegung – nicht etwa bloß zum Schein. Und was läßt ihn erschauern und in Tränen ausbrechen? Es ist zunächst ein echt menschlicher Grund: *Das Mitleid mit dem Leid der trauernden und weinenden Umgebung*. Er läßt sich also – wie wir es ja auch tun – von ihren Tränen, ihrem Jammern anstecken. „Als Jesus sah“, so berichtet die Heilige Schrift, „daß Maria weinte, und daß auch die Juden weinten, die mit ihr gekommen waren, erschauerte er im Geiste und betrübte sich selbst.“ Newman knüpft in einer Predigt zum 4. Fastensonntag an dieses Ereignis an, sucht es verständlich zu machen und in den Zusammenhang zu stellen, der uns hier besonders interessiert. Er sagt:

„Es liegt im innersten Wesen des Mitleides oder des Mitgefühls (das Wort selbst besagt es ja) ‚sich zu freuen mit den Freudigen und zu weinen mit den Weinenden‘. Wir wissen, so verhält es sich bei Menschen, und Gott sagt uns, daß er auch Mitleid kennt und voll rührender Barmherzigkeit ist. Doch verstehen wir nicht leicht, was dieses heißt; denn wie kann Gott sich freuen, wie sich grämen? Gerade infolge der unendlichen Vollkommenheit seines Wesens kann der Allmächtige kein Mitgefühl zeigen, wenigstens nicht in der Auffassung so beschränkter Wesen wie wir. Er ist uns ja verborgen; aber würde uns auch ermöglicht, ihn zu sehen, wie könnten wir an dem Ewigen und Unveränderlichen Zeichen des Mitgefühls wahrnehmen? Worte und Werke des Mitgefühles verschwendet er an uns; doch ist es gerade der Anblick des Mitgefühls der anderen, das uns mehr ergreift und mehr tröstet, als selbst die Wirkung desselben. Nun aber können wir Gottes Mitgefühl nicht sehen, und obschon der Sohn Gottes für uns ebenso ein großes Mitleid trug wie sein Vater, zeigte er es uns gleichwohl nicht, solange er im Schoße des Vaters verblieb. Als er aber Fleisch annahm und auf Erden erschien, zeigte er uns die Gottheit in einer neuen Offenbarung. Er bekleidete sich mit einer neuen Aussteuer von Eigenschaften, denjenigen unseres Fleisches, indem er eine menschliche Seele und einen menschlichen Leib annahm, um Gedanken, Gefühle, Bewegungen des Gemütes sein nennen zu können, welche dem unseren entsprächen und uns seine zarte Barmherzigkeit zu zeigen imstande wären. Die Liebe Gottes, das mitleidvolle Herz des Ewigen und Allmächtigen würdigt sich, sich in einer Weise uns zu zeigen, die zu fassen wir fähig wären, in der Weise der menschlichen Natur. Jesus weinte daher nicht bloß wegen der tiefen Gedanken seiner Einsicht, sondern aus unwillkürlicher Zärtlichkeit, aus Freundlichkeit und Barmherzigkeit, aus mitfühlender, liebevoller Milde, aus der überschwänglichen sorgenden Neigung des Sohnes Gottes für das Werk seiner Hände, für das menschliche Geschlecht. Die Tränen der Menschen rührten ihn augenblicklich, wie es ja ihr Elend war, das ihn vom Himmel herniedergezogen hatte. Sein Ohr stand ihnen offen, und die Stimme ihrer Tränen fand sofort den Weg zu seinem Herzen.“

Newman versucht aus sinniger Einfühlung in die Gesamtsituation drei weitere Gründe für das Weinen des Herrn bei dieser Gelegenheit hervorzuheben. Alle drei berühren uns echt menschlich. Deshalb fügen wir sie bei. Er meint, der Herr habe den Tod seines Freundes Lazarus *symbolhaft gedeutet* und die ganze Heilsgeschichte, angefangen von der Erbsünde, der Ursache für Leid und Tod und das dadurch gefüllte Meer von Unheil und Schmerz, das in machtvollen Wogen durch die Jahrhunderte rauscht, innerlich erbebend durchgekostet. Mehr noch. Er habe *seinen eigenen Tod* im Geiste vor sich gesehen und durchgelitten. Das Wunder der Totenerweckung sollte ja für seine Gegner der Anlaß werden, ihn

bald ins Grab zu bringen, aus dem er Lazarus durch sein Allmachtswort befreit hat. „Er fühlte, daß Lazarus leben, und er sterben sollte. Und er war sich bewußt, daß dieser Umschwung das Werk seines eigensten Entschlusses war. Er war ja aus dem Schoß des Vaters herabgestiegen, damit sein Blut die Versöhnung sei für alle Sünden; er war gekommen, alle Gläubigen aus dem Grab zu erwecken, wie er nun Lazarus erwecken wollte, und zwar sie zu erwecken, nicht nur für eine Spanne Zeit, sondern für die Ewigkeit.“ Endlich erbebt sein Inneres und treibt die Tränen in die Augen durch das *Vorkosten der Freude*, die die Totenerweckung seinen Freunden bereiten würde.

„Christus war gekommen, ein Werk der Barmherzigkeit zu tun. Und doch war das ein Geheimnis seines Herzens. All die Liebe, die er zu Lazarus trug, war den anderen verborgen. Er selbst wußte, daß er ihn liebte. Kein Mensch aber war imstande zu sagen, wie wahr und tief diese Liebe sei. Der hl. Petrus konnte, als seine Liebe zu Christus angezweifelt schien, sich helfen und sich auf Christus selbst berufen: Herr, du weißt alles, du weißt auch, daß ich dich liebe. Christus aber hatte keinen irdischen Freund, der hierhin sein Vertrauter hätte sein können, und als seine Gedanken sich Lazarus zuwandten und sein Herz um ihn jammerte, war er da nicht in Josephs Lage, der, als seine Brüder vor ihm standen, nicht aus Gram, wohl aber aus der Fülle seines Herzens in seiner Verlassenheit im heidnischen Land ‚suchte, wo er weinen könnte‘, als wären seine eigenen Tränen seine besten Begleiter und als ob sie eine Kraft besäßen, das Leid zu stillen, das niemand mit ihm teilen konnte? War er nicht in der Lage einer Mutter, die sich über ihr Kind beugt und weint im Gedanken an seine Hilflosigkeit und Gefühllosigkeit für die Liebe, deren Gegenstand es ist? Die Mutter aber weint auch im Gefühle ihrer Ohnmacht, es zu verteidigen, wissend, daß, was heute ein Kind ist, wachsen und seinen eigenen Weg gehen muß und, sei es für Erden- sei es für Himmelsgut, nicht auf sie, sondern auf den Schöpfer angewiesen sein wird. Anders waren Christi Gedanken, die ihn in ihrer Weise erregen mußten. Er fühlte in sich die Kraft, Lazarus aufzuerwecken. Josef weinte, weil er ein Geheimnis in sich trug, das nicht nur der Vergangenheit, auch der Zukunft angehörte, von Wohltaten und von Kränkungen; von Wohltaten, die zu spenden in seiner Macht stand. Und unser Herr und Heiland wußte, daß er, während alle so traurig und hoffnungslos schienen, zu trotz den Tränen und Klagen seiner Freunde, zu trotz der vier Tage alten Leiche, ein Wort kenne, das den Tod bezwingt, und er war im Begriffe, es zu sprechen. Gibt es etwas, was mehr ergreift, als wenn man in der Lage ist, einem Freunde eine gute Nachricht zu bringen, der unter der Wucht schlimmer Zeitung zusammenbrach?“

Wahrhaftig, der Heiland hat ein echt menschliches Herz, das warm, zart und zärtlich empfindet und mit Überraschungen und Aufmerksamkeiten nicht spart. So dürfen und müssen wir uns auch – wo wir es menschlich ausdrücken wollen – das persönliche Interesse des Himmelsvaters an jedem einzelnen vorstellen, wie die Lehre von der besonderen göttlichen Vorsehung es in sich schließt.

Dieselbe Haltung, die der Herr seinen Freunden gegenüber betätigt, offenbart er *auch im Verkehr mit seinen Feinden*. Dafür haben wir ein klassisches Beispiel in der Art und Weise, wie er sich bei Judas, dem Verräter, gibt. Es ist wiederum Kardinal Newman, der in seiner einführenden Darstellung – und diesmal in einer Predigt am 2. Sonntag nach Ostern – uns die Worte aus dem Mund nimmt. Wie an anderen Stellen unserer Studie, so sparen wir auch hier nicht mit Zitaten. Sie sollen unsere eigenen Auffassungen stützen und deren echt christlichen und kirchlichen Geist unter Beweis stellen. Sie wollen aber auch Schätze aus der Vergangenheit heben, die so fein geschliffen sind, als wären sie heute verarbeitet – so klar antworten sie auf das Problem der Vermassung und Entpersönlichung.

„Judas war in der Finsternis und haßte das Licht und ‚ging an seinen Ort‘. Er gelangte an denselben aber nicht durch gewisse Naturanlagen, welche unfehlbar zu ihrem Resultate kommen, noch infolge eines herzlosen Geschickes, welches die Bösen zur Hölle hervorbestimmt, sondern infolge des Spruches eines Richters, der ihn vom Scheitel bis zur Zehe kennt, der sein Innerstes durchforscht, um zu sehen, ob dort irgendein Hoffnungsstrahl leuchtet, irgendein verborgener Schimmer von Glaube; eines Richters, der wieder und wieder mit ihm verhandelt, und der, als er endlich ihn aufzugeben genötigt ist, über ihn trauert mit der verwundeten Liebe eines Freundes, nicht mit der Strenge eines Weltenrichters. Da ist beispielsweise eine erste erschreckende Verwarnung ein volles Jahr vor seinem Falle: ‚Habe ich nicht euch zwölf erwählt? Und doch ist einer von euch ein Satan.‘ Und dann, als die Zeit heranrückte, der tiefste Akt der Verdemütigung dem gegenüber, der im Begriffe stand, ihn zu verraten und eine Beute des unauslöschlichen Feuers zu werden. ‚Er stand auf vom Mahle, goß Wasser in ein Becken und begann seinen Jüngern die Füße zu waschen‘, und Judas war unter ihnen. Dann gleichzeitig eine zweite Warnung oder richtiger, eine traurige Klage, hingesprochen für sich selber: ‚Ihr seid rein, indes nicht alle.‘ Und dann offen: ‚Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, einer von euch wird mich verraten. Der Menschensohn geht zwar hin, wie von ihm geschrieben steht. Wehe aber jenem Menschen, von dem der Menschensohn verraten wird! Besser wäre es ihm, er wäre nie geboren worden!‘ Judas aber, der ihn verraten hat, erwiderte und sprach: ‚Bin ich es, Meister?‘ Und er antwortete ihm: ‚Du hast es gesagt.‘ Endlich, als er wirklich von ihm verra-

ten war: ‚Freund, wozu bist du gekommen? Judas‘ – er nennt ihn mit seinem Namen – ‚mit einem Kusse verrätst du den Menschensohn?‘

Ich will keinen Versuch machen, seine göttliche Allwissenheit in Einklang zu bringen mit dieser besonderen und langen Bekümmernis, mit diesem persönlichen Gefühle für Judas. Ich möchte nur, daß eure Aufmerksamkeit bei diesem letzteren verweile, als einem durch die Offenbarung des Allmächtigen uns gegebenen Beispiel, wie der Blick seiner Vorsehung auf jedem einzelnen ruht und er seine Sonne scheinen läßt über die Bösen sowohl als über die Guten. Und in gleicher Weise werden am Jüngsten Tage die Bösen und Unbußfertigen nicht als eine Masse verdammt werden, sondern einzeln, jeder für sich, indem jeder an seinem Platze vor den gerechten Richter zu treten und in der vollen Herrlichkeit seines Angesichts zu stehen hat, sorgfältig in der Waage gewogen und zu leicht befunden, behandelt nicht zwar mit weicher und zögernder Schwäche, wo Gottes Gerechtigkeit Genugtuung heischt, wohl aber zur selben Zeit mit all der umständlichen Sorgsamkeit und der peinlichen Genauigkeit eines Gottes, der, wenn er es könnte, gern die Früchte seines Leidens zahlreicher machen würde, als sie sind.“

Wer sich in diese Gedanken- und Wertwelt einlebt, dem fällt es nicht schwer, mit demselben geistreichen und tiefreligiösen Prediger aus Überzeugung und mit Wärme zu bekennen:

„Gott schont deine Eigenart, wie immer du sein magst. Er ruft dich ‚bei deinem Namen‘. Er sieht dich, er versteht dich, denn er schuf dich. Er weiß, was in dir vorgeht, er kennt all deine besonderen Gefühle und Gedanken, deine Veranlagungen und Neigungen, deine Kraft und deine Schwächen. Er sieht dich in den Tagen der Freude und an den Tagen des Schmerzes; er nimmt Teil an deinen Hoffnungen und deinen Prüfungen, nimmt Anteil an deinen Ängsten und Erinnerungen, am Steigen und Fallen deines Mutes. Er hat die Haare deines Hauptes gezählt und die Ellen deiner Größe. Er erfaßt dich rundum und schließt dich in seine Arme; er hebt dich auf und setzt dich nieder; er beobachtet dein Antlitz, ob es lächelt oder in Tränen schwimmt; ob es gesund oder ob es krank erscheint. Er blickt zärtlich auf deine Hände und deine Füße; er hört deine Stimme, hört das Pochen deines Herzens und den Atem in deiner Brust. Du liebst dich selbst nicht mehr als er dich liebt. Du schreckst nicht mehr vor dem Schmerz zurück, als er dich ungerne leiden sieht, und wenn er dir Schmerz auferlegt, so ist es, als wolltest du selbst ihn dir auferlegen um des größeren Segens willen, der hernach aus ihm fließt... Laßt es denn mit Gottes Gnade unser Bestreben sein, recht zu verstehen, wo wir stehen und was er uns ist: überaus zärtlich und erbarmungsvoll, aber, all seiner Erbarmungen unerachtet, nicht um eines Haares Breite ab-

weichend von der Linie, die ewige Wahrheit, Heiligkeit und Gerechtigkeit ihm vorzeichnen. Er, der uns zu ewigem Wehe verdammen kann, obschon er zuvor uns beweint und beklagt, wird, wenn das Verdammungsurteil gesprochen ist, selbst das Andenken an uns auslöschen und ,uns nicht mehr kennen'. Das Unkraut wird zu Bündeln gebunden zum Verbrennen, durcheinander, wie es kommt, in verächtlicher Weise. Laßt uns denn fürchten, da wir kein Versprechen erhalten haben, daß wir in seine Ruhe eingehen werden, damit nicht irgendeiner von uns derselben verlustig gehe. Amen."

Wenn wir das Gesagte nochmals überschlagen, finden wir, daß der vom Glauben erleuchtete Verstand im Sinne göttlicher Weisheitspläne hier gangbare Wege vor sich hat, die ihn wenigstens einigermaßen befähigen, das biblische Vaterbild im Lichte der besonderen göttlichen Vorsehung als Ganzheit zu fassen.

(1953)

## Zum Marienbild der Urkirche

Von Benito Schneider

Das Marienbild der Urkirche war das der „Jungfrau-Mutter“. Das ist allgemein bekannt. Darüber soll die Rede in den folgenden Ausführungen sein.

### I

Wer sich ein wenig auskennt in der Theologie des hl. Paulus, weiß, daß sie vor allem Erlösungs- und Kreuzestheologie ist. Natürlich muß man sich davor hüten, einen einzigen Gedanken bei einem Manne wie Paulus zu isoliert in den Vordergrund zu stellen; denn die Theologie des Völkerapostels ist ein gigantischer Kosmos, in dem viele Gesichtspunkte miteinander verschmolzen sind. Und doch ist das „Geheimnis Christi“ in seinem Denken durch eine starke Hervorhebung des Kreuzesopfers Christi gekennzeichnet. Im Brief an die Kolosser sagt Paulus: „Er ist der Anfang, der Erstgeborene von den Toten. So hat Er in allem den Vorrang. Denn es hat Gott gefallen, die ganze Fülle in Ihm wohnen zu lassen und durch Ihn alles mit Ihm zu versöhnen, was auf Erden und was im Himmel ist, indem Er durch sein Blut am Kreuze Frieden stiftete“ (Kol. I, 19-20). Im Brief Pauli an die Römer heißt es: „Alle sind der Sünde verfallen und entbehren der Herrlichkeit Gottes. Durch Seine Gnade werden sie aber ohne Verdienst

dank der Erlösung in Jesus Christus gerechtfertigt. Ihn hat Gott in seinem Blute als Sühneopfer durch den Glauben hingestellt, um seine Gerechtigkeit zu erweisen“ (Rö. 3; 23–25). An die philosophisch beeinflussten Griechen in Korinth richtet Paulus dieses Wort: „Freilich gilt die Predigt vom Kreuze denen, die verlorengehen, als Torheit, uns aber, die gerettet werden, als Gottes Kraft ... Die Juden fordern Wunderzeichen, die Griechen suchen Weisheit. Wir aber predigen Christus den Gekreuzigten. Für die Juden ein Ärgernis, für die Heiden eine Torheit, für die aber, die berufen sind, ob Juden oder Heiden, Christus als Gottes Kraft und Weisheit“ (Kor. 1, 18 und 22–24).

Es wundert uns nicht, daß der Hebräerbrief Christus „bei seinem Eintritt in die Welt“ die Psalmverse (39, 7–9) in den Mund legt: „Schlacht- und Speiseopfer willst Du nicht, aber einen Leib hast Du mir geschaffen. An Brand- und Sündopfern hast Du kein Wohlgefallen. Da sprach ich: ‚Siehe, ich komme Deinen Willen zu erfüllen, o Gott, wie von mir geschrieben steht‘.“ Der Hebräerbrief wird von alters her dem hl. Paulus zugeschrieben – auf alle Fälle ist er paulinischen Denkens, auch wenn er vielleicht oder wahrscheinlich von einem seiner Schüler redigiert worden sein mag, wie viele moderne Bibelkenner annehmen. Der Hebräerbrief trifft hier jedenfalls sehr vielsagend die bedeutsame Rolle, die Maria ausgeübt hat, da sie Christus „bei Seinem Eintritt in die Welt“ einen Leib bereitet hat, ihm die menschliche Natur schenken durfte. Im Galaterbrief spricht Paulus von der vorweltlichen, ewigen Berufung Christi, die hineinragt in die Zeit und Geschichte: „Als die Fülle der Zeit kam, sandte Gott seinen Sohn, geworden aus einer Frau und dem Gesetze unterstellt. Er sollte die unter dem Gesetze Stehenden erlösen ...“ (Gal. 4, 4). Der von Gott gesandte Sohn ist also Mensch geworden und in einer irdisch-menschlichen Geburt zur Welt gekommen – zum Zwecke der Erlösung. Was im Überzeitlichen begonnen, erfüllt sich im Kommen des Gottessohnes in der Zeit und soll Erlösung bewirken. Und diese ist durch Mariens Vermittlung eingeleitet worden. Paulus kann nur von Christus, dem Erlöser, sprechen, indem er hinweist auf die „Frau“, die ihn der Welt geschenkt hat, die also einer messianischen Berufung gefolgt ist, die er voll und ganz anerkennt.

2

Wer Maria sagt, denkt an ihre Jungfräulichkeit und göttliche Mutterschaft zugleich. Beide Aspekte haben zu tun mit der Menschwerdung Christi. Ihre Jungfräulichkeit prägt das Besondere, das Außergewöhnliche, den ganz und gar übernatürlichen Charakter ihrer Mutterschaft. Paulus sagt im Brief an die Römer: „Bei der Barmherzigkeit Gottes ermahne ich euch: bringt euren Leib Gott als lebendiges, heiliges, wohlgefälliges Opfer dar. Das sei euer geistiger Gottesdienst“ (Rö. 12, 1–2). Was hier Paulus allen Gläubigen zuruft, hat die Gottes-

mutter in einzigartiger Weise gelebt und selber in ihrer Jungfräulichkeit verkörpert. Namhafte Theologen der Vergangenheit haben immer wieder darauf hingewiesen, daß Maria wohl schon vor der Verkündigungsszene ein Gelöbniß oder Versprechen der Jungfräulichkeit abgelegt haben müsse. Das wird zwar heute von vielen bestritten. Doch kann man sich dafür auf keinen Fall auf die Heilige Schrift berufen. Die Verkündigungsszene deutet eher auf das Gegenteil: „Wie soll das geschehen, da ich keinen Mann erkenne?“ fragt Maria den Engel (Lk. 1, 34). Und der Engel antwortet ihr: „Der Heilige Geist wird über dich kommen, und die Kraft des Allerhöchsten wird dich überschatten“ (Lk. 1, 35). Ein ganz besonderer Beistand Gottes schützt also Mariens Jungfräulichkeit, der sie dann aber auch Mutter werden läßt: „Darum wird auch das Heilige, das aus dir geboren werden soll, Sohn Gottes genannt werden“ (Lk. 1, 35). Gott wollte offenbar für seinen Sohn als Mutter und Helferin eine immerwährende Jungfrau. Gott will in dieser Mutterschaft die Gesetze von Empfängnis und Geburt sprengen und wünscht dazu die freie Zustimmung Mariens. Matthias Josef Scheeben hatte gute Gründe, als er annahm, daß Maria wohl schon in früher Jugend ein Gelöbniß der Jungfräulichkeit abgelegt haben müsse (siehe Handbuch der katholischen Dogmatik, Bd. III). Wie Gott Maria erwählt hat – so ist sein Gedanke –, um sich mit ihrer Makellosigkeit für immer bräutlich zu verbinden, so hat sie auch ihn in vollkommener Gegenliebe erwählt als den einzig Geliebten ihres Herzens: „Durch ihr Gelübde trat Maria, die schon vorher als von Gott sich selbst ange- traut virgo sacra war, auch subjektiv und durch ihren eigenen Willen in das Verhältnis der Braut Gottes ein“ (Scheeben).

Warum sollte Gott nicht Maria schon von früher Jugend an auf ihre besondere Berufung auch besonders vorbereitet haben? Das Ideal einer jüdischen Frau war allgemein eine kinderreiche Familie. Wem es nicht vergönnt war, selbst die Segenszeit des Messias, den alle erwarteten, zu erleben, wollte wenigstens in seinen Kindern in sie eingehen, was erst recht galt von einer Frau aus dem Stamme Davids. Wenn wir also annehmen, daß Maria sich entschieden hatte für die Jungfräulichkeit – was wir aber nicht ohne weiteres behaupten wollen –, so bedeutete dies für sie eine „Kreuzigung“ fraulicher Lebenserwartung. Das Opfer wäre um so beachtlicher, als zu ihrer Zeit die allgemeine Auffassung sich durchsetzte, daß die Fülle der Zeit nahe war. H. M. Köster sagt mit Recht: „Es ist keine Willkür, bei einer Auserwählten wie dieser auch eine innere Sonderführung anzunehmen“. Auch der Besuch des Engels Gabriel und die Botschaft an Maria entsprach einer besonderen Initiative Gottes. Sie hatte sich ganz Gott anheimgegeben und wollte nur ihm angehören. Mit erstaunlicher Festigkeit begegnet sie dem Antrag des Engels mit dem Einwand: „Wie kann das geschehen, da ich keinen Mann erkenne?“ Weil sie nur Gott gehören wollte, gilt es jetzt für sie festzustellen, ob Er etwas anderes von ihr erwarte oder wünsche. Selbst die überraschende Aussicht, die Mutter des Messias werden zu können, kann sie nicht beirren. Welche Ehrenstellung lockte sie! Und wie träumten alle jüdischen Mäd-

chen den Traum, vielleicht Mutter des Messias sein zu dürfen! Es war nicht hartnäckiger Eigenwille, noch Zweifel an der Botschaft des Engels, der Maria leitete, als sie ihre Frage stellte. Es ist einzig ihr Verlangen, den unerwarteten Auftrag Gottes in Einklang zu bringen mit dem, was sie bis jetzt als Willen Gottes glaubte erkannt zu haben. Solange der Engel sich nicht geäußert hatte über die Art und Weise, wie sich die angebotene Messiasmutterschaft vollziehen sollte, mußte sie annehmen, daß sie sich auf dem Wege der natürlichen ehelichen Vereinigung vollziehen werde. Als ihr dann das konkrete „Wie“ ganz anders entschleierte wurde, stimmte sie den Plänen Gottes zu. Das war eine neue Bekräftigung ihrer Hingabe an Gott und Gottes Absichten. Er soll und kann frei über sie verfügen: „Siehe ich bin eine Magd des Herrn. Mir geschehe nach deinem Wort“ (Lk. 1, 38).

Wollen wir aber annehmen, daß Maria kein Gelöbnis der Jungfräulichkeit gemacht hatte, dann drängt sich ihre ganze religiöse Einstellung in der Verkündigungsszene zusammen. Dann bedeutet ihr „Fiat“, daß sie nur Gottes Eigentum sein will. Und weil sie besorgt war ob der unerwarteten Botschaft des Engels, erstrahlt ihre Reinheit in um so größerem Lichte, als sie sich den Wünschen und Absichten Gottes ausliefert, nachdem ihr der Engel das wunderbare Eingreifen Gottes erklärt hatte. Jungfräulichkeit ist ja zu allererst Hingabe an Gott in der Liebe, in vollkommener Liebe, in der Liebe für immer. Hätte Maria dem Ansinnen Gottes fremd gegenübergestanden, dann hätte der Engel zu „tauben“ Ohren geredet. Maria ist aber offen für Gottes Wünsche und Pläne, denen sie sich gerne anschließt. Leo Scheffczyk hat 1979 ein sehr schönes Heft herausgebracht mit der Überschrift: „Das biblische Zeugnis von Maria“. Darin festigt er den biblisch-theologischen Unterbau für die Heilstatsache der Jungfrau-Mutter in Maria. Er schreibt: „Die ersten Zeugen und Hörer der Botschaft von der Menschwerdung Gottes aus Maria haben diese Botschaft nicht anders verstanden als ein von Gott gewirktes Wunder an der Jungfrau. Sie haben sie als Heilszeichen aufgefaßt, das schon im Alten Testament vorbereitet und vorbedeutet war. Deshalb weist Matthäus auf das Prophetenwort Jes. 7, 14 hin, das sich an Maria erfüllt, und erklärt: ‚Dies alles ist geschehen, damit das Wort Gottes erfüllt würde, das durch den Propheten erging: Siehe die Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären, und seinen Namen wird man Emmanuel nennen‘ (Mt. 1, 22). Auch in der von Lukas berichteten Verkündigungsszene enthält das Wort: ‚Siehe, du wirst empfangen und einen Sohn gebären‘ (Lk. 1, 31); einen Hinweis auf die Verheißung des Propheten Jesaja . . . Die Evangelisten Matthäus und Lukas waren jedenfalls im Recht, wenn sie das Wort des Jesaja als messianische Weissagung verstanden und auch marianisch faßten. Sie fühlten sich dazu umsomehr berechtigt, als schon die vorchristliche griechische Übersetzung des hebräischen Urtextes (die Septuaginta) das hebräische Wort ‚almah‘ (junge Frau) noch stärker mit dem Sinn der Unberührtheit und Jungfräulichkeit ausstattete

und dafür den griechischen Begriff ‚parthénos‘ wählte.“ Die Jungfrau-Mutter ist also ein von Gott gewähltes und gewolltes Heilszeichen, das unzertrennlich mit dem Geheimnis Christi und Seiner Erlösung verknüpft ist. Wer Christologie, also Lehre von Christus, oder wer Ekklesiologie, also Lehre von der Kirche, oder wer Soteriologie, das ist Lehre von der Erlösung, betreiben will, kann gar nicht absehen von den vielen marianischen Bezügen, die ihnen wesentlich eingestiftet sind von Gott. Maria ist auf immer verknüpft mit dem ganzen Leben und Heilswirken Christi – bis hinein in den Pfingstsaal der jungen Kirche. Grundlage und Ausgangspunkt aller Mariologie aber ist die Jungfrau-Mutter. Von hierher läßt sich der zentrale theologische Kern ihrer Persönlichkeit als Heilsgestalt im Sinne der offiziellen Gefährtin und Gehilfin Christi festlegen.

Scheffczyk berichtet, daß auch die protestantischen Theologen R. Bultmann und W. Delius der Meinung sind, daß in den Schriften des Neuen Testaments gar nicht so wenige Zeugnisse über Maria vorhanden sind. Delius meint, daß „Lukas mit Meisterhand ein Marienbild entworfen hat, das fast alle wesentlichen Merkmale der Marienverehrung der jahrhundertelangen Entwicklung enthält“. Und Bultmann ist der Auffassung, daß in der jungen Kirche „eine besondere Geltung der Gottesmutter schon selbstverständlich war“. Wir stellen oft fest, wie in der Geschichte einzelne Persönlichkeiten die Kräfte einer ganzen Epoche repräsentieren und ausdrücken. Auch darauf macht Scheffczyk aufmerksam im Zusammenhang mit Mariens Berufung und Anteil an der Einleitung des Neuen Bundes.

### 3

Das Marienbild der frühen Kirchenväter ist voll und ganz Echo ihrer reichen Bibelkenntnisse. Das läßt sich auf Schritt und Tritt nachweisen. Dieses Bild konzentriert sich in der „Jungfrau-Mutter“. Es war ihnen auch nicht entgangen, daß im Alten Testament das auserwählte Volk oft als „Frau“ oder als „Jungfrau“ oder als „Tochter Sion“ personifiziert auftritt. Man denke an Jeremias 4, 41, oder an Zacharias 2, 14, oder an die Klagelieder 1, 15 und 2, 13 oder an Michea 4, 5–8. Den Vätern konnte auch der Gleichklang zwischen Lukas 1, 30–31 und Sophonias 3, 16–17 nicht entgehen. „An jenem Tage spricht man in Jerusalem: Fürchte dich nicht! Laß deine Hände, Sion, nimmer sinken! Der Herr dein Gott, ist in deiner Mitte.“ Es mußte den Vätern auch auffallen, daß Matthäus Maria im Stammbaum Jesu aufführte, was an sich eine erstaunliche Sache ist, da der gleiche Evangelist ja die jungfräuliche Geburt Jesu bestätigt. Aber er will hinweisen auf den Zusammenhang zwischen der „Tochter Sion“ und Maria aus dem Stamme Davids. Die Väter erkannten auch ohne Mühe den Gleichklang der Formulierung bei Lukas 1, 35, wo er spricht von der Überschattung Mariens durch den Heiligen Geist, und der Wolke, die über dem Bundeszelt schwebte.

Sie erkannten sehr schnell, daß Maria den Neuen Bund verkörperte und in ihrer Person darstellte. Scheffczyk sagt: „Er ist der endgültig geschlossene Bund, der in der Fülle der Gnade und der grenzenlosen Hingabe des Glaubens, aber auch in der restlosen Verleiblichung Gottes in einem Menschen gründet“.

Die Jungfrau-Mutter wurde von den Vätern auch von der Gegenseite her noch verständlicher. Paulus stellte Christus im Römerbrief 5, 17 als den neuen Adam vor, den er dem ersten gegenüberstellt. Und den Vätern mußte bald auffallen, wie sehr im Alten Testament das in der Frau personifizierte Israel „untreues Weib“ gewesen und so genannt worden war. Beim Propheten Hosea 1, 2 lesen wir: „Der Herr sprach zu Hosea: ‚Auf, nimm dir ein unfreies Weib! Von ihm bekomme Kinder, ebenso unfrei‘. Noch deutlicher heißt es beim gleichen Propheten: „Und wieder sprach der Herr zu mir: ‚Auf, geh mit einem Weibe einen Liebeshandel ein, das sich von Fremden lieben läßt und sich mit anderen vergeht“ (3, 1). Noch viel unverblümter greift Jeremias zu der erschütternden Klage: „Gar Schauriges hat die Jungfrau Israel getan“ (Jer. 18, 13). Demgegenüber gilt Maria den Vätern als Bild der Treue, die dem neuen Adam unverbrüchlich zugetan ist. Es konnte gar nicht anders sein, daß die Väter sie schon bald die zweite Eva nannten und in ihr die Gegengestalt zum Teufel erkannten. Justin, der Philosoph und Martyrer, nennt sie schon um die Mitte des zweiten Jahrhunderts die zweite Eva, ebenso etwas später Irenäus. Und da Maria als Mensch auch selbst erlöst werden mußte, um ihre Sendung erfüllen zu können, wird sie als empfangende Frau zugleich auch zum Bilde der Kirche. Ihre überreiche Mutterschaft schenkt uns den Erlöser, den Heiland der Welt, den Urbegriff der Gnade und des Heiles. Die Väter sahen immer wieder in Maria das Bild der Kirche, den Vorentwurf der Kirche. Clemens von Alexandrien nannte sie einfach „Kirche“ und formuliert: „Es gibt nur eine jungfräuliche Mutter, Kirche will ich sie nennen“. Kyrill von Alexandrien sagt so: „Immer wollen wir Maria loben, die allzeit jungfräuliche und also heilige Kirche“. Und Augustinus sagt: „Wenn also die Kirche Christi Glieder gebiert, so ist sie darin Maria ganz ähnlich“. Um Maria willen nennen also die Väter die Kirche Mutter, die Mutter unseres Heiles. Ihre Jungfräulichkeit drückt den ganzen Hingabedrang der fraulichen Seele aus, ihre Mutterschaft aber ihren Verschenkungs willen, um alle mit dem Heil zu beglücken. Eine Kirche, die nicht tief und warm marianisch sein wollte, wäre nicht die Kirche Christi. Scheeben sagt gerne für jungfräuliche Gottesmutterschaft „bräutliche Gottesmutterschaft“. Das lag ganz auf der Linie des Denkens der Urkirche, weil Maria unzertrennlich mit Christus verbunden war und darum auch unzertrennlich eingegangen ist in die Wesensgestalt der Kirche Christi. Diese Einheit zwischen Christus und Maria, zwischen der Kirche und Maria ist eine Einheit der Liebe, wie man sie inniger und tiefer nicht denken kann. Und dafür haben wir Menschen kein besseres Bild als das der bräutlichen Liebe.

Wir wollen zum Abschluß unserer Überlegungen kommen. Maria ist so tief von Gott hineingeflochten worden in seine Heilsveranstaltungen zugunsten der Menschen, daß sie zum „Realsymbol“ der Kirche geworden ist. Ihre bräutliche Verbundenheit mit Christus wurde zum Vorentwurf der Kirche. Will man wissen, wie sich das Marienbild der Urkirche ausgewirkt hat im Leben und Beten der Kirche, dann lese man nur besinnlich den berühmten Akathistohymnus der griechisch-orthodoxen Kirche. Er ist sehr lang, aber auch sehr tiefsinnig. Alle die vielen differenzierten Beziehungen zwischen Maria und Christus haben in ihm ein Echo gefunden. Er nimmt die Gläubigen gewissermaßen an die Hand und führt sie betend und singend ein in die großen Zusammenhänge des neutestamentlichen Glaubens. Und wenn die Seele wieder mit einem neuen Gedanken berieselt ist, der ins Gemüt dringt, wird der Kehrsvers wiederholt: „Ich grüße dich, du unversehrte Mutter!“ Die unversehrte Mutter ist die jungfräuliche Mutter und Gottesbraut.

Es ist ein großer Segen für die Kirche, daß unser derzeitiger Hl. Vater Johannes Paul II. so außerordentlich marianisch ist und daraus auch kein Hehl macht. Seinen bischöflichen Wahlspruch als Kardinal von Krakau hat er als Papst beibehalten: „Ganz der Deine“ oder „Ganz Dein Eigentum“ (Totus tuus). Und in seinem päpstlichen Wappen finden wir neben dem Kreuz ein großes „M“.

Die ganze Formkraft marianischer Erziehung und Verkündigung kann sich erst entfalten, wenn die Priester ausgesprochen marianische Menschen sein wollen, wie das Papst Johannes Paul II. ist, aber auch P. J. Kentenich war. Wer alles, was wir bisher sagten, aufgenommen hat, versteht auch die Berechtigung und den Sinn von Marienweihen. Durch eine Weihe an Maria will der sich Weihende ganz auf Mariens Geist einstellen, um Mitarbeiter Christi nach ihrem Herzen zu werden. Durch ihre Fürbitte erwartet er die Gnaden, die ihn ihrem Denken, vor allem ihrem Leben und Lieben ähnlich machen. Wenn die Väter der Kirche oft Christus durch Maria auszutauschen scheinen, so tun sie das nicht, weil sie sie nicht gegeneinander abgrenzen, sondern weil sie ihre gegenseitigen Beziehungen zueinander so eng und vielgestaltig sahen, daß sie beide als eine moralische Einheit verstanden und erlebten, was sie ja auch tatsächlich sind.

Papst Johannes Paul II. hat am 30. November 1979 in Ephesus eine sehr tiefe und theologisch begründete Ansprache gehalten in dem dortigen Marienheiligtum. Darin hebt er hervor, wie sehr Maria sich als Werkzeug Gottes verstanden hat beim Übergang vom Alten zum Neuen Bunde. Ihr „Fiat“, so sagt er, war nicht nur Zustimmung zu der Geburt Jesu, sondern Ausdruck ihres Verantwortungsbewußtseins „zur Teilnahme am Heilswerk, das zu vollbringen Er kommen wollte. Die Worte des ‚Magnifikat‘ stellen einen äußerst klaren Beweis für diese bewußte Haltung dar: ‚Er nimmt sich seines Knechtes Israel an und

denkt an sein Erbarmen, das Er unseren Vätern verheißen hat, Abraham und seinen Nachkommen auf ewig' (Lk. 1, 54-55). Mit dem ‚Fiat‘ wird Maria nicht nur Mutter des historischen Christus; ihre Geste macht sie zur Mutter des ganzen Christus, zur ‚Mutter der Kirche‘.“ Dieses Denken des Papstes entspricht voll und ganz dem Marienbild der Urkirche – der jungfräulichen Gottesmutter-schaft. „Ich grüße dich, du unversehrte Mutter!“

## Familie und Religion

Ergebnisse einer EMNID-Spezialbefragung

Von Norbert Martin

Im März 1977 legte das EMNID-Institut Bielefeld die Studie „Ehe und Familie 1977“ in einem Kommentarteil und zwei Tabellenteilen vor. Es war die zweite Befragung der gleichen Art im Verlauf von 20 Jahren. Dadurch ist es möglich, die Konstanten und Verschiebungen im Meinungsfeld der bundesdeutschen Bevölkerung über Probleme von Ehe und Familie im Abstand von 20 Jahren festzustellen.

Bei der gleichen Befragung führte das EMNID-Institut im Auftrage des „Kommissariats der katholischen Bischöfe“ – Katholisches Büro Bonn – eine Spezialbefragung durch. Anhand von 18 spezifischen Fragestellungen wurden Probleme und Meinungen zum Umkreis Kirche, Religion, Ehe und Familie erfragt. Die Ergebnisse dieser Spezialuntersuchung lagen bisher nur als Tabellenteil (Band 4 der Befragung „Ehe und Familie 1977“) vor.

Im September 1979 wurde ich mit der Auswertung und Kommentierung dieses Tabellenteils beauftragt. Die Ergebnisse und Trends der Befragung sollten u. a. für die deutschen Bischöfe Grundlagenmaterial für Überlegungen im Umfeld der im Herbst 1980 in Rom unter dem Rahmenthema „Ehe und Familie“ tagenden Bischofssynode darstellen. Die Rohdaten waren inzwischen zwei Jahre alt. Aus diesen beiden Gründen stand die Auswertung von vorneherein unter einem gewissen Zeitdruck. Da eine detaillierte Kommentierung einen Umfang von weit über 200 Seiten erbracht hätte, wurden bei der Endredaktion nur die wichtigsten Trends und hervorstechendsten Ergebnisse in den Bericht übernommen<sup>1</sup>. Soweit möglich, wurden Daten ähnlicher Befragungen aus früheren Untersuchungen zum Vergleich herangezogen. Eine tieferegehende Analyse dieser Zusammenhänge und zugleich auch eine theoretische Aufarbeitung der empirischen Daten im Zusammenhang religions- und familiensoziologischer Aspekte

ist für eine bald erfolgende Buchveröffentlichung vorgesehen. Hier soll zunächst eine Zusammenfassung der wichtigsten Ergebnisse des Forschungsberichts geboten werden.

### *Anlage der Untersuchung*

Die Ergebnisse der vorliegenden Studie beruhen auf der Befragung von 1 505 Erwachsenen in der Bundesrepublik Deutschland und West-Berlin im Alter von 16 und mehr Jahren, die anhand eines qualifizierten Quotenverfahrens (der Interviewer ist an vorgeschriebene Daten in Bezug auf Länder, Haushalte, Ortsgröße, Alter, Familienstand und Geschlecht der Befragten gebunden) ausgewählt wurden. Die Stichprobe ist repräsentativ für folgende Grundgesamtheit:

1. alle verheirateten Personen, deren Ehegatte im gleichen Haushalt lebt,
2. alle verheirateten Personen, die nicht mit dem Ehegatten, aber mindestens mit einem eigenen Kind zusammenwohnen,
3. alle verheiratet gewesenen Personen (verwitwet, geschieden oder getrennt lebend), die mit mindestens einem eigenen Kind zusammenwohnen.

Die Befragung erfolgte in mündlicher Form, Reihenfolge und Wortlaut der Fragen waren verbindlich.

Die Stichprobe gliedert sich nach Geschlecht in 46 % Männer und 54 % Frauen, nach Alter in vier Gruppen, nach Familienstand (verheiratet 74 %, verwitwet 20 %, geschieden, getrennt lebend 6 %) und nach Wohnortgrößen (unter 10 000 Einwohner 30 %, 10 Ts. bis unter 100 Ts. 36 %, 100 Ts. bis unter 500 Ts. 15 % und 500 Ts. und mehr 19 %).

Die Gesamtergebnisse („Total“) wurden in der Auswertung nach folgenden Aufgliederungsmerkmalen analysiert: Geschlecht, Alter, Anzahl der Kinder, Schulbildung, Erwerbstätigkeit, Beruf des Haushaltsvorstandes, Parteienpräferenz, Familienstand, Wohnortgrößen, Länder, Konfession, Soziale Schicht. Die Fragenkomplexe berühren folgende Themen: Meinungen und Einstellungen zur kirchlichen Trauung, zur Taufe, zur Ehe, zum Beten, zur religiösen Erziehung, zum Glaubensgespräch, zur katholischen Kirche generell (positiv und negativ), zur Verbindung mit der kirchlichen Gemeinde und zu den benutzten Informationsquellen über die Kirche.

### *Die Gesamtergebnisse im Überblick*

Im folgenden werden die wichtigsten Ergebnisse der Gesamtheit der Befragten referiert. Sie differieren allerdings erheblich, wenn man nach Aufgliederungsmerkmalen analysiert (vgl. dazu weiter unten).

Der erste Themenkreis der Befragung betrifft die kirchliche Trauung. Während für 70% bei der eigenen Heirat die kirchliche Trauung noch von Wichtigkeit war, bejahen diese Frage nur noch 52%, wenn man nach der Trauung der Kinder fragt. Bei näherer Analyse zeigt sich, daß diejenigen, die die Wichtigkeit der Trauung generell verneinen, dies nicht etwa aus grundsätzlicher Ablehnung tun (nur 14%), sondern in der Mehrzahl aus Gleichgültigkeit (68%).

Auf die Frage, ob die Kinder getauft werden sollen, äußern sich 82% positiv, von denen wiederum der überwiegende Teil (85%) an einer Taufe in den ersten Wochen oder Monaten nach der Geburt festhält. Nur 10% wollen die Taufe aufgeschoben wissen, bis der Täufling selbst darüber entscheiden kann.

Der dritte Komplex fragt nach der religiösen Erziehung der Kinder (Einstellung grundsätzlich, Beginn und geeignete Personen). 69% stimmen einer religiösen Erziehung zu, aber schon 25% sprechen sich grundsätzlich dagegen aus. Die Zustimmenden wurden sodann nach dem Alter gefragt, in dem die religiöse Erziehung beginnen solle. 41% entschieden sich für das Kleinkindalter (bis 3 Jahre), 33% für das Vorschulalter (3-6 J.) und 24% für das Schulalter (ab 6 J.). Als geeignete Personen bzw. Orte für die religiöse Erziehung nennen die Befragten (Mehrfachnennungen): Eltern (75%), Religionsunterricht (51%), Kindergarten (22%), Kindergottesdienst (22%), Großeltern (9%).

Gefragt nach Gesprächspartnern in Glaubensfragen nennen 41% den Ehepartner, 22% ihre Kinder, und 33% geben an, überhaupt nicht über dieses Thema zu sprechen.

Im folgenden Fragenkomplex war das Beten Gegenstand der Untersuchung. Gefragt wurde nach den Personen, mit denen man betet, und nach den Gründen, die zum Beten veranlassen. Von den insgesamt 107% der Mehrfachnennungen fallen über die Hälfte (58%) der Stimmen auf die Nennungen „Bete überhaupt nicht“ (37%) und „keine Angabe“ (21%). Die restlichen 49% der Aussagen verteilen sich wie folgt: 31% der Befragten beten alleine, 6% beten mit dem Ehepartner und 12% mit den Kindern. Daraus geht hervor, daß das Familiengebet nur noch in außerordentlich geringem Maße praktiziert wird! Die Frage nach den Anlässen des Betens wurde nur an die Befragten gerichtet, die in der vorherigen Frage mit „Ja“ geantwortet hatten. Da es sich um eine sogenannte „offene Frage“ mit Mehrfachnennungen handelt, lagen zunächst eine Vielzahl wörtlicher Antworten der Befragten vor. Diese frei formulierten Antworten wurden nach thematischen Gesichtspunkten geordnet und unter einem Oberbegriff zusammengefaßt. Rangmäßig ergibt sich folgende Verteilung: Nachtgebet 40%, Tischgebet 21%, in Notlagen 12%, ohne besonderen Anlaß

12 %, Morgengebet 8 %, tägliche Gebete 6 %, sonstige Nennungen 9 % und keine Angaben 14 %.

Der sechste Befragungsbereich behandelt die Einstellung zur katholischen Kirche unter positivem und negativem Aspekt. Die erste Frage lautete: „Über die katholische Kirche gibt es unterschiedliche Meinungen – zustimmende und ablehnende. Darf ich zunächst einmal fragen, was Sie gut finden. Könnten Sie es nach dieser Liste sagen?“ Anhand vorgegebener Antwortmöglichkeiten konnten die Befragten Stellung nehmen. Das Gesamtergebnis bringt folgende Rangfolge von Nennungen:

Sie gibt einem das Gefühl der Gemeinschaft .....	26
Sie pflegt überlieferte Traditionen und kulturelle Werte .....	19
Ich bin froh, daß es die Kirche gibt .....	18
Ich finde dort eine seelische Heimat .....	15
Sie ermöglicht eine Kindererziehung, die ich für gut halte .....	14
Sie setzt sich für die Familie ein .....	14
Sie ist ein Anwalt für die Schwachen und Unterdrückten .....	12
Man erfährt und erlebt in ihr, wofür man da ist .....	11
Daß die Kirche nicht jede Veränderung mitmacht .....	10
Sie redet den Politikern ins Gewissen .....	10
Man begegnet in ihr dem göttlichen Geheimnis .....	9
Die Kirche sagt mir, wie ich zu leben habe .....	9
Wie die Kirche sich erneuert und verändert .....	8

30 % der Befragten finden an der katholischen Kirche nichts gut und 12 % machen keine Angaben. In den Aufgliederungsmerkmalen, die hier nicht im einzelnen dargelegt werden können, ändert sich die Rangfolge der Nennungen nur selten.

Die Frage bezüglich der negativen Einstellungen lautete: „Und können Sie mir jetzt noch sagen, was Sie an der Kirche stört?“ Durch diese Frage wurde den Zielpersonen eine Kritik an der Kirche ermöglicht, die sie mittels 13 vorgegebener Kategorien äußern konnten. Die Inhalte der Antwortsätze wurden von den Befragten folgendermaßen bewertet:

Die Kirche ist zu reich, hat zuviel Geld .....	36 %
Ihre Einstellung zu Fragen der Empfängnisverhütung .....	32 %
Sie hält zu sehr an Überliefertem fest .....	25 %
Sie mischt sich zu stark in die Politik ein .....	25 %
Die Kirche tut zu wenig, was sie von anderen verlangt .....	24 %
Ihre Einstellung zu anderen sexuellen Fragen .....	20 %
Die herkömmlichen Formen der Frömmigkeit .....	19 %
Daß sie die Kirchensteuer nicht abschafft .....	19 %
Zu hohe moralische Anforderungen an den einzelnen .....	16 %
Sie setzt sich zu wenig für Arme und Schwache ein .....	16 %
Die Kirche nimmt nicht klar und entschieden Stellung .....	13 %
Die Kirche paßt sich zu stark der Zeit an .....	10 %
Gemeinschaft in der Kirche fehlt, keine seelische Heimat .....	10 %

Von den insgesamt 1 505 Befragten antworteten 19%, daß nichts an der Kirche sie stört und 9% machten keine Angaben.

Die Alternativfrage „Legen Sie Wert auf einen Kontakt Ihrer Familie zur kirchlichen Gemeinde?“ beantworteten 55% mit „Nein“, und nur 40% mit „Ja“.

Im achten Fragenkomplex wird an Hand einer vorgegebenen Liste nach den von der Kirche erwarteten Dienstleistungen gefragt. Die Antworten ergeben nachstehende Rangfolge:

Betreuung älterer Menschen .....	69%
Betreuung von Kranken und Behinderten .....	58%
Religionsunterricht .....	55%
Kindergarten .....	44%
Soziale Hilfsdienste für die Familie .....	41%
Kirchliche Jugendarbeit .....	39%
Familienerholungs- und Müttergenesungsheime .....	24%
Ehe- und Erziehungsseminare .....	19%
Familiengruppenarbeit .....	18%
Sonstige Nennungen .....	1%
<hr/>	
Keine Angabe .....	12%

Die vorletzte Fragestellung betrifft den Bereich der Ehe. Den Befragten wurden zwei statements vorgelegt, auf die sie mit Zustimmung, Ablehnung oder Stimmenthaltung antworten konnten. Das erste statement lautete: „Eine volle geschlechtliche Beziehung zwischen Mann und Frau setzt eine gültige Ehe voraus“. Dieser Satz wurde von etwas mehr als der Hälfte der Befragten positiv angenommen (54% stimmen zu, 44% lehnen ab). Etwa umgekehrte Ergebnisse erbrachte das zweite statement „Die Ehe ist auf Lebensdauer geschlossen und damit unauflöslich“ (42% stimmen zu, 55% lehnen ab).

Die letzte Frage betrifft die Informationsquellen über die Kirche. Ordnet man die vorgegebenen Antwortmöglichkeiten rangmäßig, so ergibt sich folgende Tabelle (Mehrfachnennungen):

Es informieren sich über die Kirche	
Durch die allgemeine Presse .....	37%
Durch das Fernsehen .....	34%
Durch Kontakt mit der Gemeinde .....	27%
Durch die kirchliche Presse .....	26%
Durch Kontakt mit Verwandten oder Bekannten .....	22%
Durch den Rundfunk .....	14%
Sonstige Nennungen .....	2%
<hr/>	
Keine Angaben .....	15%

### *Trends nach Befragungsmerkmalen*

Überblickt man die Analyse nach Aufschlüsselungsmerkmalen, so zeigen sich einige durchgehende Trends, die man folgendermaßen zusammenfassen kann.

In fast allen Fragen votieren die *Frauen* im Vergleich zu den *Männern* „kirchenfreundlicher“, je nach Frage zwischen 1 % bis 18 %, m. a. W.: Der Anteil der Befragten, die im Sinne einer Übereinstimmung mit legitimen Erwartungen der Kirche votieren, liegt bei den Frauen fast generell höher als bei den Männern.

Je *jünger* die Befragten sind, desto stärker macht sich die Dissonanz zu kirchlichen Normen bemerkbar, umgekehrt: Je älter die Befragten sind, desto höher steigen die positiven Voten. Die Differenz zwischen der Gruppe der bis 29-Jährigen und der ab 65-Jährigen beträgt zumeist um 20–30 Prozentpunkte, zuweilen auch nur 10%, manchmal aber auch über 40%.

Die *Kinderzahl* korreliert bis auf Ausnahmen durchweg positiv mit größerer Zustimmung zu kirchlichen Positionen. So beträgt z. B. die Einstellungsdifferenz zwischen Befragten mit drei und mehr Kindern und solchen ohne Kinder im Schnitt ca. 8 bis 25 Prozentpunkte, in einzelnen Fragen geht sie darüber hinaus (z. B. bei der Frage nach der Bedeutung der kirchlichen Trauung der Kinder 31 %, beim Gebet 41 %).

Beim Kriterium *Bildung* ist festzustellen, daß mit steigendem Ausbildungsstand auch durchweg „kirchenferner“ geantwortet wird. Hier beträgt die Differenz zwischen solchen mit Volks- und Berufsschulbildung und solchen mit Abitur und Hochschulabschluß in der Regel um 10 bis 20 Prozentpunkte.

Beim Kriterium der *Erwerbstätigkeit* zeigt sich die schon erwähnte Differenz zwischen Männern und Frauen nochmals, jedoch ist sie zwischen den erwerbstätigen Männern und den außerhäuslichen berufstätigen Frauen geringer, d. h. also, daß die berufstätigen Frauen sich tendenziell den Meinungswerten der Männer nähern. Entsprechend gibt es einen Dissens von fast durchweg 5 % bis 10 % (bei „Beten“ und „Gespräch über Glaubensfragen“ sogar von 15 % bzw. 17 %) zwischen diesen Frauen und sog. „Nur-Hausfrauen“.

Unterteilt nach „*Beruf des Haushaltsvorstandes*“ ist das Bild differenzierter und bunter – zumindest was den Vergleich der Voten der Arbeiter, Angestellten, Beamten, Selbständigen und Landwirte untereinander angeht. Eine erhebliche Differenz zu diesen bieten dann allerdings die Hausfrauen und – manchmal mehr, manchmal weniger den Trend der Hausfrauen verstärkend – die Rentner (dies in weitgehender Übereinstimmung mit den Daten der „Nur-Hausfrauen“

und der über 65-Jährigen). Die Differenz in den Punkten dieser zwei letzten Gruppen zu den vorhergenannten bewegt sich zumeist um 10%-20%. Eine Ausnahme, deren Repräsentativität allerdings in Zweifel steht, bildet die Gruppe der noch in Ausbildung stehenden (die wohl in der überwiegenden Mehrzahl auch zur Altersgruppe der bis 29-Jährigen gehört): Hier erreicht der Dissens gewöhnlich 30%-45%.

Auch die *Parteienpräferenz* schlägt sich deutlich in einem Prozentabstand zwischen CDU-Wählern einerseits und den Wählern der jetzigen Regierungskoalition (SPD und FDP) nieder. Der Abstand erreicht im Schnitt der Fragen zwischen 10% und 20%, bei einigen allerdings Werte erheblich darüber („Kontakt zur kirchlichen Gemeinde“ ca. 30%, beim „Beten“ bis 40%), wobei es zu wechselnden Differenzen auch zwischen SPD- und FDP-Wählern kommt, die allerdings im Vergleich mit der Differenz zu den CDU-Sympathisanten in der Regel gering sind.

Zumindest von den Befragten her kann man also auf Grund dieser Ergebnisse sicher nicht von einer Bestätigung der sog. „Äquidistanz-Theorie“ sprechen (von den Kirchen her stellt sich die Frage der Äquidistanz natürlich noch einmal anders!).

Beim Merkmal *Familienstand* kann man feststellen, daß die Meinungen der Verheirateten bis auf kleine Abweichungen den allgemeinen Ergebnissen („Total“) entsprechen und die Meinungen der Verwitweten mit denen der ab 65-Jährigen übereinstimmen. Die Voten der Geschiedenen und getrennt Lebenden weichen davon stark ab und nähern sich zumeist den Werten der jüngsten Altersklasse, d. h., sie sind stark kirchen-dissonant.

Auch bei der *Wohnortgröße* ist bis auf einzelne Fragenaspekte (so z. B. bei der Frage, in welchem Alter die religiöse Erziehung einsetzen sollte, auf die es sehr differente Antworten gibt) zwischen der kleinsten Kategorie und den Großstädten zumeist ein Meinungsabstand von 10%-20% zu beobachten, manchmal geringfügig darüber oder darunter, wobei die größere Dissonanz zu kirchlichen Normen oder Verhaltensweisen mit steigender Wohnortgröße anwächst.

Die Gründe für die kategoriale *Länderzusammenfassung* des mit der Untersuchung beauftragten Instituts wird im Tabellenband leider nicht näherhin erläutert. Es könnte sein, daß sie geographisch von Nord nach Süd in Gürteln von Ost-West-Richtung erfolgte. Jedenfalls zeigen die Ergebnisse bis auf geringe Abweichungen (die z. T. sicher konfessionell bedingt sind) eine große Übereinstimmung zwischen Nordrhein-Westfalen, Hessen/Rheinland-Pfalz/Saarland, Baden-Württemberg und Bayern.

Es steht zu vermuten, daß z. B. zwischen Hessen einerseits und Rheinland-Pfalz/Saarland andererseits – hätte man sie getrennt erfaßt – meinungsmäßige Unterschiede aufgetreten wären, die sich hier durch die Zusammenfassung gegenseitig so neutralisieren, daß die Werte dieser Länder mit denen der anderen schon genannten tendenziell übereinstimmen.

Fast überall und z. T. erhebliche Abweichungen von den Prozentwerten dieser Länder zeigen die nördlichen Länder Schleswig-Holstein, Hamburg, Niedersachsen und Bremen, zu denen auch Berlin zugeschlagen wurde. Diese gravierenden Unterschiede des „Nordgürtels“ erreichen im Schnitt zumeist 10–20 Prozentpunkte, in Ausnahmen weniger (z. B. bei der Frage nach der Taufe ca. 5 %) oder auch mehr (Kontakt zur kirchlichen Gemeinde bis 30 %). Der Grad dieser größeren Dissonanz und seine fast lückenlose Durchgängigkeit erlauben es, von einem Nord-Süd-Gefälle zu sprechen, das angesichts der konfessionellen Lage auch anderer Länder sicher nicht ganz oder auch nur weitgehend mit konfessionellen Gründen erklärbar erscheint. Ob hier eine regional modifizierte Säkularisierungstheorie der Religionssoziologie Erhellung bringen kann, müßte näher untersucht werden.

In der Darlegung der Ergebnisse nach dem Merkmal *Konfession* wurden die Kategorien „keine, andere und keine Angaben“ (N = 145) wegen der geringen Zahl und der Heterogenität der Kategorie außer Acht gelassen. Erwartungsgemäß dokumentieren hier die auftretenden Prozentzahlen eine weit klaffende Dissonanz zu den Werten und Normen der Kirchen, wenn auch vereinzelt trotzdem ein erstaunliches Interesse an religiös-kirchlichen Fragestellungen zu konstatieren ist (z. B. rund 40 % Bejahung der Kindertaufe, ähnlich beim Fragenkomplex „Beten“ und „Gespräch über Glaubensfragen“).

Was die beiden großen Konfessionen angeht, so ist zwischen ihnen zwar durchgängig ein Votenabstand festzustellen, der aber von Frage zu Frage sehr variiert: Von 6 % mehr Voten bei den Protestanten in der Frage der Selbstentscheidung zur Taufe im Erwachsenenalter über ein Plus von 14 % der gleichen Gruppe in den Antwortkategorien „Nein“ und „k. A.“ auf die Frage, ob Glaubensgespräche überhaupt geführt werden, zu einem Plus von 33 % bei den Katholiken in der Frage, ob man allein, mit dem Ehegatten oder den Kindern bete (Mehrfachnennungen).

Gemessen am Kriterium Übereinstimmung mit kirchlichen Normen, Werten, Geboten, Handlungsmaximen oder Weisungen und Empfehlungen fällt der Unterschied generell zugunsten der Katholiken aus. In vielen Fällen macht der größere Dissonanz-Unterschied der Protestanten 20 % bis 30 % aus.

Ähnlich wie beim Kriterium *Konfession*, wenn auch durchweg etwas deutlicher und in den Spitzen durch höhere Werte markiert, stellt sich die Lage beim Merkmal *Soziale Schicht* dar. Zwischen der „Grundschrift“ IV und der „Ober-

schicht“ I liegt im Schnitt ein Meinungsdivergenz von ca. 15 %–30 % vor, der in einzelnen Fragen weit darüber hinaus geht (Bedeutung der kirchlichen Trauung der Kinder 36 %, Unauflöslichkeit der lebenslangen Ehe 44 %). Auch hier ist es generell so, daß die Grundsicht bis auf spezifische Abweichungen (z. B. in Fragen, wo Zusammenhänge der Frühsozialisation eine Rolle spielen, deren Kenntnis vom Bildungsstand und spezifischen Wissen abhängt) „kirchenkonformer“ votiert als Befragte der Schicht I.

Läßt man kleinere Schwankungen beiseite und hält sich etwas vereinfachend und Feinheiten beiseite lassend an die großen Linien, so könnte man generalisierend zusammenfassen:

- a) am stärksten „kirchenorientiert“ votieren
- die Frauen (unter ihnen am höchsten die „Nur-Hausfrauen“),
  - Befragte ab 65 Jahre,
  - Eltern mit drei und mehr Kindern,
  - die Absolventen mit Volks- und Berufsschulabschluß,
  - Rentner und Hausfrauen,
  - CDU/CSU-Sympathisanten,
  - Verwitwete,
  - Bewohner von Orten bis 10000 Einwohner,
  - Katholiken,
  - Angehörige der Grundsicht und – mit gewissen Differenzierungen –
  - Bewohner Deutschlands unterhalb des „Nordgürtels“, also ab Nordrhein-Westfalen nach Süden.
- b) am stärksten „kirchendistanziert“ und mit dem deutlichsten Dissens votieren die
- 16–29-Jährigen (und unter ihnen besonders ausgeprägt die in Ausbildung befindlichen Jugendlichen),
  - Erwachsene ohne Kinder,
  - Befragte mit Abitur und Hochschulbildung,
  - Sympathisanten der Koalition, wobei in verschiedenen Fragen Wähler der SPD bzw. FDP jeweils wechselnd die größere Mehrheit stellen,
  - Geschiedene und getrennt Lebende,
  - Bewohner von Städten ab 50000 Einwohner,
  - die Befragten der Länder und Stadtstaaten des „Nordgürtels“ einschließlich Berlins,
  - die Angehörigen der „Oberschicht“.

### *Einige interessante und auffallende Einzelergebnisse innerhalb der Fragen*

1) Bei der Frage nach der Bedeutung der kirchlichen Trauung (der eigenen und der der Kinder) ist das frappierendste Ergebnis der Schwund von rund 20 Prozentpunkten (die sich in den verschiedenen Gliederungsmerkmalen zuweilen erhöhen oder auch einmal geringer sind) im Vergleich des Zeitabstandes einer Generation. Dies zeigt, daß der Sinn für die Wichtigkeit dieses Ereignisses rapide im Schwinden begriffen ist. Man wird sicher nicht davon ausgehen können, daß der höhere Stellenwert der kirchlichen Trauung in der älteren Generation unbedingt nur auf einem höheren Wissen um die Bedeutung der Sakramentalität der Ehe beruht – wenn dies auch mitspielen mag. Eher kann man daran denken, daß der Rückgang ursächlich mit dem Abbau der normierenden Kraft von Sitte und Brauchtum zusammenhängt.

Sitte und Brauch stellen zwar noch nicht selbst den Vollzug kirchlichen Handelns als Ausdruck von darin sich dokumentierender Überzeugung dar, sie sind aber wichtige Stützen und psychologische Voraussetzungen für die *Chance*, daß der sie vollziehende immer wieder auf die dahinterliegenden Normen (hier die Sakramentalität der Ehe) aufmerksam werden kann. Insofern ist das „Milieu“ noch nicht das Christentum – aber es kann ihm dienlich sein. Umgekehrt verringert sich die Chance, wenn „man“ mit der kirchlichen Trauung nur noch in schwindendem Maße und schließlich keinerlei Werterlebnisse mehr verbindet. Der Zusammenhang wirkt wie eine sich verstärkende Spirale.

Daß dieses Phänomen durch alle Bevölkerungsschichten geht, wird an der Analyse der Befragungsergebnisse der Schichten I bis IV deutlich. Darüber dürfen auch nicht die im Vergleich zu den anderen Schichten (noch) hohen Zahlen der Grundsicht IV hinwegtäuschen (83 % zu 68 %, Schwund also „nur“ 15 %). Jedem, der religionssoziologische Forschungen kennt, wird sofort klar sein, daß diese hohen Werte nicht etwa aus besonders hoher „Kirchlichkeit“ resultieren, sondern dem stärkeren Verhaftetsein dieser Schicht am „traditionellen“ Verhalten (Brauch und Sitte) zuzuschreiben ist. Überspitzt könnte man formulieren: Es ist weniger an „Sakramentalität“ als an „Sentimentalität“ orientiert.

2) Nur 6 % derjenigen, die überhaupt zu beten angeben, verrichten „tägliche“ Gebete (m. a. W. nur ca. 38 von den 636 Befragten) und 14 % machen keine Angaben – von 636 Personen sind das fast 100! Man kann vermuten, daß diese 100 Befragten u. U. in der Frage vorher nur aus irgendwelcher „Scham“ zu beten vorgaben und nun nach den genauen Anlässen befragt nichts zu sagen wissen. Dann würde sich durch diese verborgenen „Nicht-Beter“ der Anteil derjenigen, die überhaupt nicht beten, umgerechnet auf  $N = 1505$  Befragte um ca. 7 % auf 65 % und damit auf nahezu zwei Drittel der Befragten erhöhen! Daß das Tisch- und Nachtgebet unangefochten nahezu durchgängig in allen Gliederungsmerkmalen die höchsten Prozentsätze erhält, verdeutlicht die Bedeutung des familiären Brauchtums.

3) Konfessionell gesehen legen von den befragten Katholiken doppelt so viele Wert auf einen Kontakt zur kirchlichen Gemeinde als befragte Protestanten (58% zu 29%). Hier dokumentiert sich erneut sehr deutlich die oft bestätigte Theorie von der stärkeren Gemeinschaftsorientierung des Katholizismus, die von soziologischer Seite erstmals von Emile Durkheim (vgl. *Le suicide*, 1897) formuliert wurde.

Der besonders niedrige Wert (25%) in Schicht I könnte u. a. mit der wahrscheinlich signifikant höheren Mobilität dieser Schicht im Vergleich mit anderen Schichten zusammenhängen, die eine Beheimatung in einer Gemeinde seltener eintreten läßt.

4) Beim Engagement für die Dienstleistungen, die von der Kirche erwünscht sind, fallen bei den verschiedenen Hilfeleistungen die Werte derjenigen Gruppen erwartungsgemäß besonders hoch aus, die von der jeweiligen Hilfe am ehesten profitieren, also Familien mit mehreren Kindern beim Kindergarten und anderen familienunterstützenden Maßnahmen, bei älteren Befragten die Betreuung von Kranken und Behinderten sowie von älteren Menschen usw. Das bedeutet, daß diese Frage nicht so sehr nach einem objektiven Bild, das man von der Kirche hat, beantwortet wird, sondern die mögliche persönliche Betroffenheit den Ausschlag gibt. Vor der Frage nach der objektiven „Institution“ Kirche steht also sozusagen die Frage nach der „Kirche für mich“.

5) Die Tatsache, daß fast doppelt so viele Katholiken mit dem Statement der Unauflöslichkeit der Ehe einverstanden sind als Protestanten (59% zu 31%), hängt sicherlich mit der Lehre der katholischen Kirche über die Sakramentalität der Ehe und der daraus resultierenden Unauflöslichkeit zusammen. Ebenso sind die nur 19% Zustimmung zu dieser Frage von Seiten der Geschiedenen und getrennt Lebenden mit der im eigenen Leben gemachten Erfahrung des Scheiterns oder zumindest der Gefährdung der Ehe erklärbar. Erstaunlich aber ist die Zustimmung von zwei Dritteln der Angehörigen der Grundschicht. Es wäre interessant zu erforschen, wie weit diese Meinungsäußerungen durch religiöse Überzeugungen motiviert, bzw. abgedeckt sind – denn daß sie z. B. nicht kongruent sind mit der Meinungslage bei Fragen nach der Ehescheidung, zeigen andere Untersuchungen sehr deutlich (vgl. weiter unten).

#### *Einige Vergleiche mit Ergebnissen anderer Untersuchungen*

Im folgenden geht es lediglich um Vergleiche in Bezug auf befragte Katholiken, da in den herangezogenen Untersuchungen die befragte Population zumeist nur aus dieser Konfession bestand. Im anderen Fall wird dies ausdrücklich genannt.

1) 1970 wurden in einer Großstadt des Ruhrgebiets 300 Personen – repräsentativ für die Katholiken dieser Stadt zwischen 18 und 70 Jahren – befragt<sup>2</sup>. Auf die Behauptung „Eine Ehe ist nur mit kirchlicher Trauung eine richtige Ehe“ antworteten 51% der Befragten, daß sie mit dem statement ganz einverstanden seien (100%ig), 6% ziemlich (75%ig), 11% teils (50%ig), 6% kaum (25%ig) und 36% garnicht (0%ig). Faßt man jeweils die beiden höchsten und niedrigsten Kategorien zusammen, so kommt man auf 57% Zustimmung, 32% Ablehnung und 11% Unentschiedene<sup>3</sup>.

Verglichen mit den Ergebnissen der hier vorgelegten Untersuchungen „Ehe und Familie 1977“, Tabelle 112 (Wichtigkeit der eigenen kirchlichen Trauung: Ja = 83%, Nein = 14%, 1% k. A.) liegen die Werte von 1970 niedriger. Es ist aber zu beachten, daß die Frage bei Boos-Nünning differenziertere Antworten zuließ (die Zahl der angebotenen Antwortkategorien beeinflusst die Antworten selbst!) und daß die Frage in objektiver Sprache formuliert ist, während die Frage in Tabelle 112 an das Gefühl bei der eigenen Heirat appelliert. Insofern ist ein Vergleich sehr problematisch<sup>4</sup>.

2) In der Synodenumfrage 1970 wurde auch eine Frage zum Zeitpunkt der religiösen Unterweisung gestellt<sup>5</sup>. Danach entschieden sich 66% der befragten Katholiken für eine frühzeitige Zugehörigkeit zur Kirche und dementsprechend auch für einen frühen Religionsunterricht der Kinder, 24% wollten dies einem späteren Zeitpunkt (damit eine freie Entscheidung gegeben sei) vorbehalten wissen und 10% waren unentschieden. In der hier vorliegenden Untersuchung entschieden sich 83% für einen Beginn der religiösen Erziehung im Kleinkindalter (bis 3 Jahre) oder im Vorschulalter (3–6 Jahre). Der Rest von 16% (bei 1% k. A.) wählte die Kategorie „ab 6 Jahre“.

Hier dokumentiert sich in eklatanter Weise, wie die Sozialforschung ihre Antworten selbst durch die Fragestellung präjudiziert. In der Untersuchung 1977 waren die Antwortkategorien vorgegeben – hätte man etwa (womöglich mit dem Hinweis auf die „freie“ Entscheidung im Erwachsenenalter) eine Kategorie „im entscheidungsfähigen Alter des Jugendlichen“ oder „im Alter, in dem der Jugendliche selbst entscheiden kann“ eingeführt, ein erheblicher Teil der Befragten hätte wahrscheinlich diese Kategorie gewählt.

Bei der Synodenumfrage 1970 kommt nun noch hinzu, daß das Sachproblem „Religionsunterricht“ mit einem zweiten Sachproblem („Mitgliederschaft in der Kirche“) gekoppelt war. Insofern ist eine Vergleichbarkeit kaum gegeben. Immerhin wird durch die zweite Alternative 1970 („Ich meine, es ist zu früh, wenn man bereits als Kind der Kirche angehört. So kann man sich später nicht mehr frei entscheiden“, 24% wählten diese Aussage) die hohe Zustimmung zum frühen Religionsunterricht in der Untersuchung 1977 sehr relativiert, zeigt sie doch, wie sehr die Ergebnisse durch die Fragestellung (Zahl der vorgegebenen Antwortmöglichkeiten, fehlendes oder vorhandenes Ansprechen emotional be-

setzter Wertvorstellungen wie z. B. „Freiheit“, „Selbstbestimmung“, „Selbstentscheidung“ usw.) präjudiziert werden.

In diese Richtung deuten auch ganz deutlich die Ergebnisse der Tabelle 115 (Taufalter der Kinder), in der 6% der Katholiken die vorgegebene Antwortmöglichkeit „wenn sie selbst darüber entscheiden können“ wählen.

3) In der Synodenuntersuchung 1970 wurde gefragt: „Unterhalten Sie sich manchmal mit Freunden und Bekannten über Fragen der Kirche, der Religion? Tun Sie das ...“

Ergebnis:

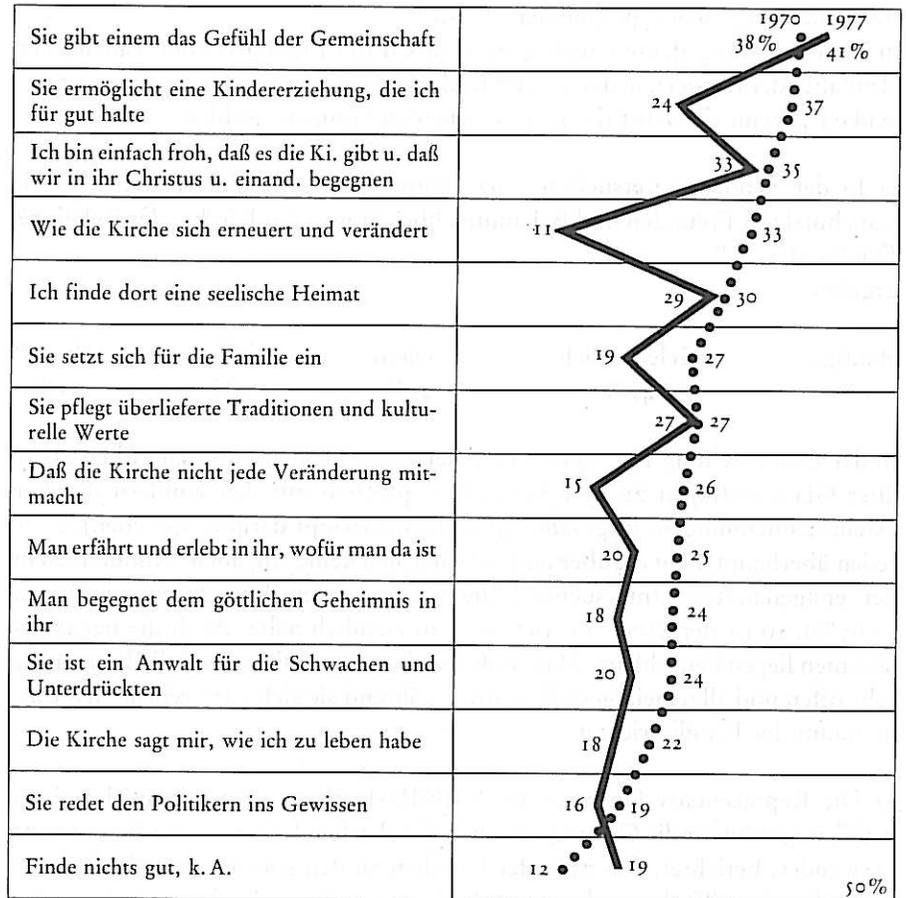
Häufig	Gelegentlich	Selten	Nie	k. A. <sup>6</sup>
16%	47%	27%	9%	1%

In der Untersuchung 1977 geben 49% der Katholiken an, mit dem Ehepartner über Glaubensfragen zu sprechen, 26% sprechen mit den Kindern darüber (Mehrfachnennungen, insgesamt 59%, die überhaupt darüber sprechen), 25% reden überhaupt nicht darüber und 16% machen keine Angaben. Nimmt man in der erstgenannten Untersuchung die beiden ersten Kategorien zusammen (=63%), so ist der Wert von 1977 diesem ziemlich nahe. Auch die negativen Summen liegen benachbart. Man muß aber berücksichtigen, daß die Frage 1970 sehr offen und allgemein gestellt wurde, während sie sich 1977 rein an den Binnenraum der Familie richtete.

4) Die Repräsentativ-Umfrage des EMNID-Instituts 1954, die in den Auswahlkategorien für die Grundgesamtheit die gleichen Kriterien wie die von 1977 verwendet, berichtet, daß 75% der Familien zu den gemeinsamen Mahlzeiten entweder einen Tischspruch sagen oder beten, 25% tun beides, 33% beten bei Tisch<sup>7</sup>. 1977 sind das nach eigenen Angaben noch 21% (beide Zahlen repräsentativ für die Bevölkerung, nicht konfessionell). Bei den Katholiken sind es 1977 26%. Nach der Synoden-Umfrage ergaben sich für 1970 (ohne Kategorie „manchmal“ mit 21%) 37% – das bedeutet einen rasanten Schwund innerhalb von 7 Jahren!<sup>8</sup>

5) Der interessanteste und aussagefähigste Vergleich ist bei den beiden Fragen nach der positiven und negativen Einstellung zur Kirche möglich, weil die Untersuchung 1977 den gleichen Fragewortlaut und die gleichen vorgegebenen Antwortmöglichkeiten verwendet wie die Synodenumfrage 1970.

Was gefällt an der Kirche



Summe der Mehrfachnennungen  
1970: 379 1977: 309

Aus der Gegenüberstellung<sup>9</sup> geht folgendes hervor: Bis auf zwei Kategorien ist überall eine Abnahme der positiven Nennungen zu beobachten, deren Grad zwischen 1 % und 22 % liegt. Nur bei „Sie gibt einem das Gefühl der Gemeinschaft“ (plus 3 %) ist ein Zuwachs zu verzeichnen. Bei der „Traditionspflege“ votieren die Befragten 1977 und 1970 gleich, während die Unzufriedenen um 7 % von 12 % auf 19 % gestiegen sind. Die Abnahme an positiven Nennungen ist besonders gravierend:

a) bei der Kindererziehung (-13 %), wobei dies allerdings angesichts der großen Nachfrage nach katholischen Privatschulen erstaunt. Vielleicht jedoch bezieht sich die Abnahme speziell auf die außerschulische und/oder vorschulische Erziehung.

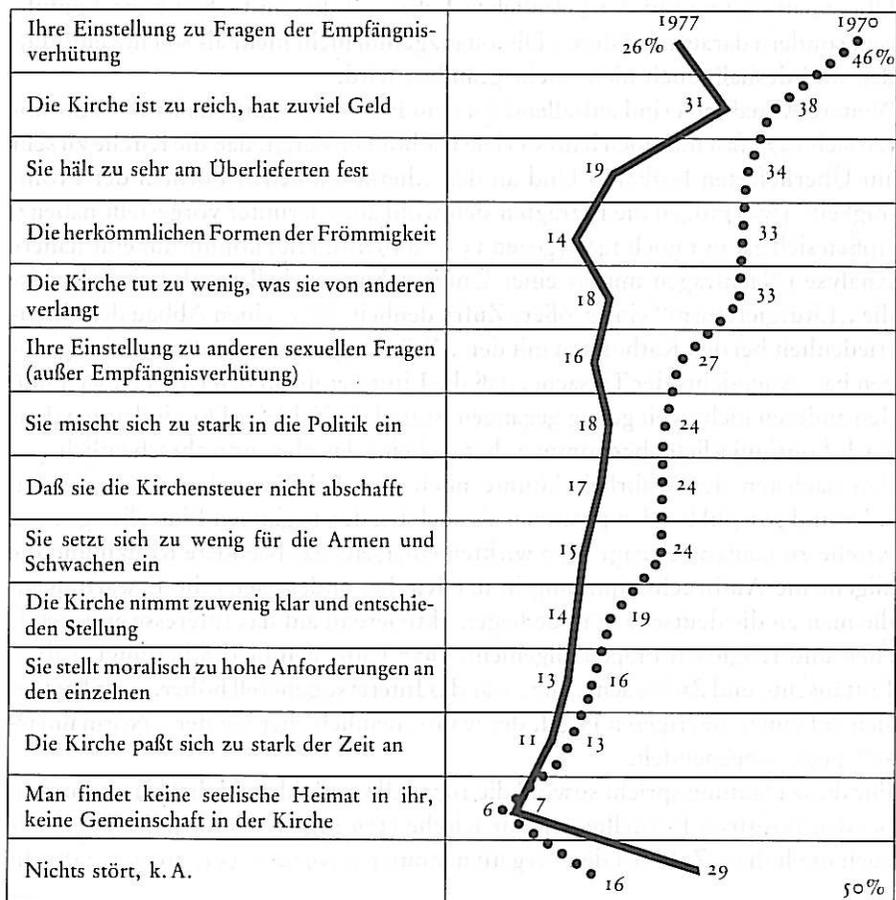
b) bei der Erneuerungs- und Veränderungsbereitschaft der Kirche (-22 %). Dies ist der stärkste Abbruch seit 1970. Aus der Untersuchung kann man leider nicht ersehen, welche Gründe dazu führen, ob z.B. die inzwischen eingetretenen Veränderungen (vermeintliche oder tatsächliche, als positiv oder negativ empfundene „Erneuerungen“) dafür verantwortlich zeichnen.

c) bei der positiven Beurteilung, daß die Kirche nicht jede Veränderung mitmacht (-11 %).

Vergleicht man die von Schmidtchen für die Faktorenanalyse zusammengefaßten vier Bereiche (Faktoren: Heimat/Gemeinschaft, Sozialer Wandel, Kirche und Gesellschaft, Erziehung)<sup>10</sup>, so ist besonders die Abnahme beim Faktor „Kirche im sozialen Wandel“ (1970 = 59 %, 1977 = 26 %, Summennennungen) um über die Hälfte gravierend.

Die nächste Tabelle zeigt die negativen Einstellungen zur Kirche<sup>11</sup>.

Was stört an der Kirche



Summe der Mehrfachnennungen

1970: 353 1977: 248

Interessanterweise haben nun auch die negativen Nennungen im Vergleich von 1970 zu 1977 fast durchgängig und z. T. erheblich abgenommen. In erster Linie trifft dies auf „Einstellungen zu Fragen der Empfängnisverhütung“ zu, wo 1977 20% der Befragten sich weniger gestört fühlen als 1970. Auch die „Einstellung zu anderen sexuellen Fragen“ erfährt einen Rückgang von 11% an Unzufriedenheit.

Man muß sich allerdings gerade bei diesen Daten im Klaren darüber sein, daß dies nicht ein Ausdruck einer inzwischen eingetretenen größeren Übereinstimmung mit den Normen etwa des Lehramtes dokumentiert. Im Gegenteil: War die Unzufriedenheit 1970 nach allgemeiner Interpretation der Daten eine Folge der päpstlichen Enzyklika „*Humanae vitae*“ von 1968<sup>13</sup>, so stellt die Abnahme im Vergleich 1977 lediglich dar, daß man inzwischen „zur Tagesordnung übergegangen“ ist, m. a. W.: Die „Beruhigung“ ist nicht die Folge eines gewachsenen Konsenses, sondern eines in Gleichgültigkeit abgesunkenen Dissenses. Das Schwinden des Dissonanzgefühls ist nicht auf eine inzwischen gewachsene Übereinstimmung mit der kirchlichen Lehre auf diesem Gebiet zurückzuführen, sondern darauf, daß dieses Dissonanzgefühl nicht mehr als solches empfunden und deshalb auch nicht mehr geäußert wird.

Weitere Abnahmen sind auffallend bei dem Faktor „Traditionalismus“. So stören sich 1977 fast nur noch halb so viele Katholiken daran, daß die Kirche zu sehr am Überlieferten festhalte. Und an den „herkömmlichen Formen der Frömmigkeit“ (was mögen die Befragten sich wohl alles darunter vorgestellt haben?) stoßen sich gar nur noch 14% (gegen 33% in 1970!). Hier könnte nur eine nähere Analyse (Nachfragen mittels einer Untersuchung) erhellen, ob beispielsweise die „Liturgiereform“ eine größere Zufriedenheit, bzw. einen Abbau der Unzufriedenheit bei den Katholiken mit den „Frömmigkeitsformen“ nach sich gezogen hat. Angesichts der Tatsache, daß die Liturgiereform den einen zu weit und den anderen nicht weit genug gegangen ist und die Zahl der Dominikanten dennoch kontinuierlich abgenommen hat, scheint das eher unwahrscheinlich.

Am nächsten der Wahrheit könnte noch eine Erklärung kommen, die den Schwund sowohl bei den positiven als auch bei den negativen Einstellungen zur Kirche zu deuten vermag: 1970 wirkten einerseits das beendete Konzil und die allgemeine Aufbruchsstimmung in der Kirche, andererseits die Erwartungen, die man an die deutsche Synode hegte, aktivierend auf das Interesse an kirchlichen und religiösen Fragen allgemein. 1977 hatte sich beides beruhigt, gab es Enttäuschte und Zufriedene. 1970 war das Interesse generell höher. 1977 hatte es sich auf einen niedrigeren Pegel, der wahrscheinlich eher bei der „Normalmarke“ liegt, eingependelt.

Für diese Deutung spricht sowohl die 1970 höhere Zahl an Mehrfachnennungen bei den positiven Einstellungen zur Kirche (379 gegen 309 im Jahre 1977), als auch die höhere Zahl bei den Negativnennungen (1970 = 353, 1977 = 248). In

die gleiche Richtung weist die – im Vergleich zu 1970 – im Jahre 1977 fast doppelt so hohe Kategorie „nichts stört, k. A.“ (16% zu 29%).

6) Zu den erwünschten Dienstleitungen der Kirche (Tabelle 125, neun vorgegebene Antwortmöglichkeiten) gibt es zu einigen Punkten Vergleichszahlen aus früheren Untersuchungen. So nennen in der Synodenumfrage 1970<sup>13</sup> 58% der Befragten den Kindergarten und 73% den Religionsunterricht. Die Vergleichszahlen von 1977 lauten 55% und 72%. Hier hat sich also kaum etwas geändert. In der auswahlmäßig vergleichbaren EMNID-Untersuchung von 1967<sup>14</sup> erhält der Kindergarten 48% und „Beratung und Betreuung von Jugendlichen“ 53% Zustimmung. Das bedeutet, daß letztere Kategorie, wenn man sie mit „kirchliche Jugendarbeit“ gleichsetzt, konstant geblieben wäre, während der Arbeitsbereich Kindergarten leicht zurückgefallen wäre.

Anders wiederum sieht es nach einer repräsentativen Umfrage von 1970 aus. Auf die Frage „Welche Dienste der Pfarrgemeinde bedürfen nach Ihrer Meinung vordringlich der Verbesserung?“ nannten 42% den Kindergarten, 41% die Jugendarbeit, 30% die Erziehungsberatung für Eltern, 63% Dienst an einsamen bzw. 65% an alten Menschen sowie 59% Dienst an kranken Menschen<sup>15</sup>. Diese Ergebnisse liegen nicht allzu weit von den Daten 1977 entfernt, so daß man wohl sagen kann, daß – berücksichtigt man die etwas andere Frageform – die Meinungslage ungefähr konstant geblieben ist.

Demgegenüber scheint es im Vergleich mit 1954 doch zu einem meinungsmäßigen Rückgang der Ansichten gekommen zu sein, um was die Kirche sich kümmern solle. Damals nannten 82% der Katholiken den Bereich Schule und Jugenderziehung (zum Vergleich: 1977 72% Religionsunterricht und 52% kirchliche Jugendarbeit) und 73% Fragen der Ehe und Familie (1977: 49% „Soziale Hilfe für die Familie“, 29% „Ehe- und Erziehungsseminare“, 25% „Familiengruppenarbeit“)<sup>16</sup>.

Aus den verschiedenen Vergleichen könnte man bei aller Vorsicht schließen, daß der Rückgang im Meinungsbild bezüglich der erwarteten Dienstleistungen der Kirche sich im wesentlichen in den 60er Jahren vollzogen hat und seit Anfang der 70er Jahre stagniert. Aber auch diese These müßte durch gezielte Untersuchungen verifiziert werden.

7) Dem statement in der hier vorgelegten Untersuchung 1977 „Die Ehe ist auf Lebensdauer geschlossen und damit unauflöslich“ stimmten 59% der befragten Katholiken zu, 39% stimmten nicht zu, 2% machten keine Angaben (Tabelle 126).

Dem würden ungefähr die 57% aus der Boos-Nünning-Untersuchung von 1970<sup>17</sup> entsprechen, die mit dem Statement „Die Unauflösbarkeit der Ehe muß unter allen Umständen beachtet werden“ einverstanden waren („ganz“ = 50% und „ziemlich“ = 7%).

Daß damit aber nach Meinung der Befragten nicht auch schon eine grundsätzliche Scheidungsmöglichkeit von Ehen ausgeschlossen sein soll, zeigen die 66% Katholiken, die schon 1967 bejahten: „Ehen sollen geschieden werden können“<sup>18</sup>. Wenn auch in den 50er Jahren noch fast zwei Drittel der Katholiken für eine *Erschwerung* der Ehescheidung plädierten<sup>19</sup>, so muß man sich darüber im Klaren sein, daß dies auch damals schon nur zu einem verschwindend kleinen Prozentsatz aus religiösen Motivationen heraus geschah: Von den 63% Befürwortern einer Erschwerung der Ehescheidung nennen – nach der Begründung gefragt – nur 8%(!) den Grund „Christliches Gebot“, die meisten Nennungen erhalten „funktionale“ Zweckmäßigkeitsgründe, z. B. „Scheidungen nähmen sonst noch mehr zu“ 24%, „Verantwortung für die Kinder“ 7%, „Prüfung vor der Ehe“ 10%<sup>20</sup>.

In einem Befragungsexperiment wurde 1971 gefragt: „Auf welchem dieser Gebiete hier stimmen Sie *nicht* mit den Auffassungen der Kirche überein, wo denken Sie anders als die Kirche?“ (Vorlage einer Liste). Auf diese objektivierende Version antworteten 39% „Unauflöslichkeit der Ehe“. Dies würde exakt den 39% Ablehnung des statements in der Untersuchung 1977 entsprechen<sup>21</sup>. Die Vergleiche haben in manchem die Problematik empirischer Daten und Sozialforschungsmethoden (Fragestellung usw.) gezeigt. Generell jedoch bestätigen sie den Eindruck, den fast alle Daten der hier vorgelegten Spezialuntersuchung „Ehe und Familie 1977“ in Bezug auf die religiös-kirchliche Seite dieses Bereiches vermitteln: Den Schwund an „Kirchlichkeit“ und die wachsende Dissonanz zwischen kirchlichen Normen und dem Meinungsbild, bzw. Verhalten der Befragten – eine Entwicklung, die auf Grund des Vergleichs langfristiger bisheriger Datenanalyse mit Sicherheit noch nicht die Talsohle erreicht hat.

<sup>1</sup> Norbert Martin: Ehe und Familie 1977. Forschungsbericht über die Ergebnisse der Spezialuntersuchung des EMNID-Instituts im Auftrag des „Kommissariats der Deutschen Bischöfe“ – Katholisches Büro Bonn, Manuskript 151 Seiten mit 90 Tabellen, Diagrammen und Schaubildern, Koblenz 1980.

<sup>2</sup> Ursula Boos-Nünning: Dimensionen der Religiosität. Zur Operationalisierung und Messung religiöser Einstellungen, Mainz 1972.

<sup>3</sup> Ebd. S. 183.

<sup>4</sup> Ähnliches – nur daß „subjektiv-objektiv“ umgekehrt ist – läßt sich bei der Frage nach dem Gebet feststellen, vgl. Boos-Nünning a.a.O., S. 85 und „Ehe und Familie 1977“ Tabelle 120. (Die Tabellenangaben beziehen sich auf den zugrundeliegenden EMNID-Tabellenband).

<sup>5</sup> Gerhard Schmidtchen (Hrsg.): Zwischen Kirche und Gesellschaft, Freiburg 1972, S. 35 f.

<sup>6</sup> Schmidtchen a.a.O., S. 162.

<sup>7</sup> Rolf Fröhner, Maria von Stackelberg, Wolfgang Eser: Familie und Ehe. Probleme in den deutschen Familien der Gegenwart, Bielefeld 1956, S. 144. Bei einem Drittel der Familien ist das Tischgebet allerdings eine reine Konvention, vgl. ebd. S. 145.

<sup>8</sup> Vgl. Schmidtchen a.a.O., S. 117.

<sup>9</sup> Für 1970 vgl. Schmidtchen a.a.O., S. 6 und 159.

<sup>10</sup> Ebd. S. 7.

<sup>11</sup> Ebd. S. 8 und 160.

<sup>12</sup> So z. B. Johannes Gründel: Kirche und moderne Wertsysteme, in: Karl Forster (Hrsg.): Befragte Katholiken – Zur Zukunft von Glaube und Kirche, Freiburg 1973, S. 64–72, hier S. 69.

<sup>13</sup> Schmidtchen a.a.O., S. 37 und 179.

<sup>14</sup> Werner Harenberg (Hrsg.): Was glauben die Deutschen? München und Mainz 2. A. 1969, S. 37 f.

<sup>15</sup> Josef Scharer (Hrsg.): Was die Jugend von der Kirche erwartet, Limburg 1971, S. 21 und 30. Die hier wiedergegebenen Daten stammen nicht speziell von Jugendlichen, sondern sind repräsentativ für Katholiken generell.

<sup>16</sup> Gerhard Schmidtchen: Protestanten und Katholiken. Soziologische Analyse konfessioneller Kultur, Bern und München 1973, S. 244.

<sup>17</sup> A.a.O., S. 182, vgl. auch S. 100.

<sup>18</sup> Harenberg, a.a.O., S. 24.

<sup>19</sup> Fröhner u. a., a.a.O., S. 42. 1977 treten nur noch 42% der Katholiken für eine Erschwerung der Ehescheidung ein und das, obwohl die Scheidung inzwischen bedeutend erleichtert wurde. Vgl. dazu die allgemeine Untersuchung „Ehe und Familie 1977“, Tabelle 2. Allerdings begründen 17% dies mit dem Hinweis, daß die Unauflöslichkeit der Ehe ein „christliches Gebot“ sei, ebd. Tabelle 3A.

<sup>20</sup> Ebd. S. 409.

<sup>21</sup> Zu dem Befragungsexperiment, das die Meinungsunterschiede bei objektiverer bzw. affektiver Sprachversion in Bezug auf die Dissonanzfrage untersucht, vgl. Schmidtchen, Zwischen Kirche und Gesellschaft a.a.O., S. 12 ff. und 163.

## Missionarische Bewußtseinsbildung in den siebziger Jahren

Von Hans M. Czarkowski

Im September 1969 erschien erstmalig die neue Farbillustrierte „Mission aktuell“ und löste die Aachener und Münchener Zeitschrift „Weltmission“ und die Jugend-Illustrierte „Christi Reich“ ab. Der neue Titel „Mission aktuell“ will das Unbehagen gegenüber der Wirklichkeit Mission in den sechziger Jahren auffangen. Daher wird es verständlich, daß Pater Dr. Wiedemann in dem Grundsatzartikel der ersten Ausgabe die Frage stellen konnte: „Ist Mission wirklich aktuell?“

Die Entwicklungsdekade der sechziger Jahre und das Bild des „anonymen Christen“ hatten Unsicherheit gegenüber der Mission bewirkt. In der Tat hat das Missionsdekret des II. Vatikanischen Konzils den Weg für ein neues Missionsverständnis bereitet, das sowohl theologisch als auch von der Situation der Ortskirchen in der Dritten Welt her neu aufbereitet werden mußte. Der Start mit einer neuen Zeitschrift unter dem Titel „Mission aktuell“ signalisiert zugleich den Willen des damaligen Päpstlichen Missionswerkes unter der Präsidentschaft von Prälat Dr. Mund, sich dieser veränderten Situation zu stellen. Schon bald war man sich darüber klar, daß mit einer nur Mitglieder-bezogenen Pressearbeit die-

ses Problem nicht gelöst werden konnte. Hinzu kam die zunächst noch nicht bewußt gewordene Notwendigkeit, die Kirchen in der Dritten Welt als Partner, und nicht als Hilfsempfänger zu sehen, für deren Existenz und Aktivität wir die Verantwortung tragen. In einem Aufsatz anlässlich der Amtsübernahme durch Prälat Wissing als Präsident des Päpstlichen Werkes der Glaubensverbreitung, Zentrale Aachen (Heft 1/70 Mission aktuell) unterstrich Bischof Heinrich Tenhumberg, daß „die Kirche in einer außerordentlichen Entscheidungsphase ihrer Geschichte lebt“. Es ging im Grunde um die Verkündigung der Frohen Botschaft in einer entwicklungsbedürftigen Welt. Erzbischof Sergio Pignedoli, der damalige Präsident der Päpstlichen Missionswerke in Rom, versuchte eine Antwort auf die Frage: „Welche Aufgabe muß den Vorrang haben: Glaubensverkündigung oder Entwicklungshilfe?“ Er betonte das, was später eine der wesentlichen Leitlinien der missionarischen Bewußtseinsbildung von MISSIO in den siebziger Jahren wurde: „Man darf diese zwei Elemente nicht so hinstellen, als wären sie voneinander getrennt, oder noch schlimmer, als schlossen sie sich gegenseitig aus. Es sind keine Werte, die im Gegensatz zueinander stehen, sondern sie ergänzen sich . . . Wer für den Himmel arbeitet, der arbeitet wirksamer auch für die Erde“ (Mission aktuell 3/70, S. 19).

Prälat Wissing hat den gleichen Gedanken öfter in das Bild von den zwei Händen eines Leibes gekleidet, die miteinander dem Ganzen dienen.

Ein entscheidender Schritt war dann getan, als zum 1. Januar 1972 der Name MISSIO eingeführt wurde. Dieser Name wurde in „Mission aktuell“ 3/71 von Bischof Tenhumberg auf eine Umfrage hin vorgeschlagen; er betonte damals: „Der Beitrag der Kirche darf sich nicht in bloßer technischer und Entwicklungshilfe erschöpfen. Kirchliche Entwicklungshilfe muß selbstverständlich getan werden, dabei muß aber deutlich werden, daß wir im Geist der befreienden Botschaft Christi diesen Dienst leisten.“ Er unterstrich den positiven Klang, den ein neuer Name haben sollte und schlug vor: „Wie wäre es mit ‚MISSIO – Frohbotschaft für die Welt‘, oder ‚Weltmissionswerk‘ bzw. ‚Missionswerk der Weltkirche‘?“ Übernommen wurde dann für das weltweite Missionswerk der prägnante Name MISSIO. Damit wurde eine Anregung aufgegriffen, die sich aus der Namensänderung der Obersten Missionsbehörde „Propaganda Fide“ in „S. Congregazione per la Evangelizzazione dei Popoli“, d. h. „Kongregation für die Evangelisierung der Völker“ ergibt. Der Name MISSIO will nach Prälat Wissing theologisch aussagen: „Die Kirche hat ihren Anfang und Ursprung in der Sendung (Missio) des Sohnes und der Sendung des Geistes. Die Kirche ist Werkzeug Gottes, durch das Gott seine Mission durchführt. Die Kirche soll nachvollziehen, was Gott getan hat und tut . . . , die Kirche soll sein: missionarische Kirche“ (Mission aktuell 1/72, S. 23).

Schneller als erwartet wurde dieser neue Name gerade auch von den Jungen Kirchen angenommen, und die Unterstützung pastoraler Programme der Ortskirchen Asiens und Afrika ließen MISSIO, wie der neue Generalsekretär Karl R. Höller formuliert, zu einer „Drehscheibe“ werden. Damit war, zunächst noch tastend, das Modell der Rückkoppelung angesprochen. Mission ist keine Einbahnstraße mehr, sondern die Botschaft kommt zurück und bereichert und belebt uns mit neuen Impulsen. Wir können von den Erfahrungen und Initiativen der Jungen Kirchen lernen.

In wenigen Monaten war in der Aachener Missionszentrale ein Bewußtseinsbildungsprozeß in Gang gebracht worden, in dem eine neue Einheit von Heilsdienst und Weltdienst der Kirche in bezug zur Dritten Welt gesehen wurde. Die Jungen Kirchen als Hilfsempfänger waren zu Partnern geworden, die sich nicht nur selber einbringen, sondern für die alten „Geberländer“ zur wertvollen und lebensnotwendigen Bereicherung und Ergänzung werden.

Der Charakter der Drehscheibe führte dann dazu, daß die neue Wirklichkeit der Kirche in der Dritten Welt deutlicher reflektiert wurde. Dabei waren die kirchensoziologischen Analysen von Bühlmann und Kerkhofs wichtige Helfer; sie zeigten den Weg zur Identitätsfindung der einheimischen Ortskirchen in der Dritten Welt auf pastoraler, theologischer und struktureller Ebene auf.

In der Bundesrepublik hatte man bereits seit Beginn der siebziger Jahre mit den Planungen einer Gemeinsamen Synode begonnen, in der die Ergebnisse des II. Vatikanischen Konzils für die Pastoral in der Bunderepublik wirksam umgesetzt werden sollten. Institutionelle Voraussetzungen bei den Werken für die Dritte Welt, eine Betonung des Entwicklungsideals und weitverbreitetes Unbehagen an der Mission führten zu dem pragmatischen Kompromiß, die Behandlung von Entwicklungsfragen von den Missionsfragen der Dritten Welt zu trennen und in eigenen Dokumenten zu behandeln. Schon in der Formulierung der Papiere zeigt sich aber, daß sie in der Theologie des umfassenden Heils und in der weltkirchlichen Wirklichkeit der Dritten Welt eine identische Grundvoraussetzung haben, die sich in ähnlich strukturierten Aktivitäten fortsetzen muß. Der Zuordnung der missionarischen und entwicklungsbezogenen Bewußtseinsbildung und der weltkirchlichen GesamtAbstimmung in den entsprechenden Initiativen wurde darum besonderes Gewicht zugemessen.

Die Dekade der siebziger Jahre brachte auch die Errichtung einer neuen Bischöflichen Kommission, nämlich der Kommission „Weltkirche“. Aus den bisher eigenständigen Kommissionen „Misereor“, „Adveniat“ und „Mission“ wurden entsprechende Unterkommissionen, wobei die letztgenannte in „Missio“ umbenannt wurde. Auch hier zeigt sich auf der hierarchischen Ebene eine integrative Tendenz, die dem theologischen Grundkonzept analog ist, die sich in der praktischen Bewußtseinsbildung jedoch erst ansatzweise vor allem in kooperativen Gremien niederschlägt.

Auch in Kreisen der katholischen Laien hat die neue Sicht der missionarischen Aufgabe der Kirche zunehmend an Boden gewonnen. Während der Essener Katholikentag ohne Zweifel nicht als missionarisch ausgerichtet bezeichnet werden kann, nahmen die weltkirchlichen Themen seit Trier einen größeren Raum ein. In Mönchengladbach 1974 kam es noch zu einer Konfrontation zwischen Entwicklungsstrategie und Mission, während die weltkirchliche Perspektive im pastoralen Sinne noch durch Jugendgruppen mehr inoffiziell präsent gemacht wurde. Der Freiburger Katholikentag 1978 hingegen hatte eine solch umfassende Weite weltkirchlicher Bezogenheit, daß man von einem wirklichen Durchbruch des neuen missionarischen Denkens sprechen kann. Auch in den entwicklungsbezogenen Foren wurde deutlich, daß soziale Gerechtigkeit in der Dritten Welt mit spirituellen Werten dort und bei uns, bis hinein in konkrete Fragen des Lebensstils, eng verbunden ist. Die Schlußkundgebung brachte mit der Feststellung von Professor Hans Maier eine Bilanz, die alle bisherigen Initiativen klassisch zusammenfaßt und die nachfolgend wiedergegeben werden soll:

„Gott braucht uns in der Dritten Welt. Ohne unsere Solidarität können diese Länder nicht Herren ihrer politischen Entwicklung werden, können sie nicht jenes Minimum an innerem Frieden und wirtschaftlichem Wohlstand entwickeln, das die Voraussetzung der bürgerlichen Freiheit ist. Europa muß mithelfen, daß diese Länder sich nicht durch zerstörerische innere Kämpfe selbst vernichten, daß sie nicht von einem marxistischen Neokolonialismus ins Schlepptau genommen werden. Wir Katholiken wollen hierzu eine öffentliche Meinung schaffen, die Entwicklungspolitik als Beitrag zu Gerechtigkeit begreift, die aber auch fähig ist, in weltpolitischen und strategischen Begriffen zu denken.

Gott braucht uns für die Zukunft der Welt. Wenn wir seinem Ruf folgen und weltweit denken und handeln, dann werden manche Binnenprobleme, die uns jetzt Sorge machen, in die rechten Proportionen gerückt werden. Wir stehen in einer Zeitenwende. Christus schreitet durch die Zeit und ruft immer neue Menschen in seine Nachfolge. Schon bald werden die jungen Kirchen in Amerika, Afrika und Asien die Kirche Europas überflügelt haben. Immer farbiger, immer vielgestaltiger wird die eine Kirche. Die Botschaft vom Heil durch Jesus Christus stößt neue Tore auf, findet neue Deuter und neue Weisen der Nachfolge. Wir werden in Europa bald mehr Nehmende als Gebende sein, staunend vor dem Reichtum anderer Kontinente, dankbar für ihr Glaubenszeugnis, das uns beschenkt und zu neuem Aufbruch führt. Dies ist ein Vorgang von großer historischer Tragweite. Und er vollzieht sich in unserer Lebenszeit. Gebe Gott, das wir begreifen, was diese geschichtliche Stunde für uns bedeutet, und daß wir uns dem Geschenk der Zukunft gewachsen zeigen.“

Auf der Vollversammlung des Zentralkomitees der Deutschen Katholiken am 9. und 10. November 1979 stellte die Kommission VI für internationale Zusammenarbeit einen Entwurf für den Austausch mit den Jungen Kirchen vor. Die Situationsanalyse des Vorsitzenden, Karl R. Höller, Generalsekretär von MISSIO-Aachen, machte den führenden Kreisen des Katholizismus in der Bundesrepublik eindringlich bewußt, in welchem Maße die Kirche in der Dritten Welt geistig und kulturell eigenständig geworden ist. In den Stellungnahmen zu den praktischen Forderungen nach mehr Austausch im Bereich christlicher Kunst, Sozialwissenschaft und Kultur zwischen Deutschland und der Dritten Welt überraschte die einhellige Zustimmung aus unterschiedlich orientierten gesellschaftlichen Gruppierungen.

Mit der Verabschiedung dieses Dokumentes schließt sich der Kreis einer Umformung des weltkirchlichen Bewußtseins der Kirche in der Bundesrepublik in ihren verschiedenen Strukturen während der Dekade der siebziger Jahre. Damit ist noch nicht ein neues Beziehungsmuster zu den Christen in Afrika, Lateinamerika, Asien und Ozeanien Wirklichkeit geworden. Aber es sind doch die Leitlinien gezogen, denen die weltkirchliche Arbeit in den achtziger Jahren folgen will, nämlich: Entwicklung und Praxis des Austausches im religiösen, kulturellen und gesellschaftlichen Bereich. Dieses wird zu einem ernsthafteren Engagement für mehr Gerechtigkeit ebenso führen wie zu einem klareren Zeugnis aus dem Bewußtsein europäisch-christlicher Identität.

### „Legionäre Christi“

*Vorbemerkung: Am 27. Januar dieses Jahres, einem Sonntag, begab der Hl. Vater sich im Rahmen der Pastoralvisitation seiner Diözese Rom zur Kirche und Pfarrei Unserer Lieben Frau von Guadalupe an der Via Aurelia. Die Kirche ist zugleich mexikanische Nationalkirche in der Ewigen Stadt. Durch ihren Besuch wollte der Hl. Vater außerdem den ersten Jahrestag seiner Mexiko-Reise markieren. Pfarrei und Kirche werden von Patres der Kongregation vom Heiligsten Herzen Jesu und der Schmerzhaften Gottesmutter betreut, besser bekannt unter dem Namen „Legionäre Christi“. Diese Gemeinschaft, die noch keine vierzig Jahre alt ist, dürfte zu den bemerkenswertesten Gründungen in der Kirche der Gegenwart zählen. Ihre bisherige Geschichte wurde in einem Beitrag zum „Osservatore Romano“ vom 27. Januar knapp dargestellt. Wir bringen nachfolgend diesen Artikel in deutscher Übersetzung.*

1941: In einem Kellergewölbe von Mexiko City versammelt ein zwanzig Jahre alter Seminarist, Marcial Maciel, dreizehn junge Burschen, die fast noch Kinder sind – der älteste zählt kaum 14 Jahre – und beschließt, daß diese kleine Gruppe den Kern einer neuen religiösen Gemeinschaft bilden soll, deren Aufgabe es sein wird, die Verehrung des Heiligsten Herzens Jesu in der Welt zu verbreiten, eben der Missionare vom Heiligsten Herzen Jesu und von der Schmerzhaften Jungfrau. Es waren schwierige, harte Jahre für die Kirche in Mexiko. Was kann ein armseliges Grüppchen von jungen Menschen vollbringen, mit einem geistlichen Leiter, der nicht viel älter ist? Aber Marcial Maciel war voller Begeisterung und entschlossen, bis zum letzten für den Sieg der Wahrheit zu kämpfen.

Die Idee zu dem Institut war ihm schon fünf Jahre früher aufgeblitzt, 1936, im vielleicht dunkelsten Augenblick für die Kirche in Mexiko, angesichts des traurigen Schauspiels, das sich seinen jungen Augen darbot. Zur Reife gekommen war der Plan während der Zeit, die er zunächst im Priesterseminar der Diözese Veracruz und dann im Montezuma-Seminar von New Mexiko/USA verbrachte, wohin er gegangen war, um seine Studien zu vollenden. Vielleicht allerdings hätte er seine Absicht nicht erfolgreich verwirklichen können, wenn er nicht die moralische und materielle Hilfe des Bischofs von Cuernavaca, Francesco Gonzales Arias, gefunden hätte.

Das waren auch die entscheidenden Jahre für die geistliche Formung des jungen Seminaristen, der auch heute noch der Generalobere der Kongregation ist. Die kanonische Errichtung fand am 13. Juni 1948 in der Diözese Cuernavaca durch

Bischof Alfonso Espino y Silva statt. Es wurden ihm auch die Ziele für die Tätigkeit seiner Missionare klar: Ohne irgendeine Form des Apostolates auszuschließen, sollten sie das Evangelium besonders unter den Arbeitern, den Intellektuellen und den Handwerkern zu verkünden suchen und vor allem durch soziales Engagement und Unterricht mithelfen, das Reich Christi gemäß den Erfordernissen der Gerechtigkeit und der Liebe zu verbreiten. Drei Tätigkeitsbereiche stehen dabei im Vordergrund: Jugenderziehung (an Kollegien, Universitäten, in Vereinigungen zur Beseelung des christlichen Lebens), Familie (Beratung und Glaubensschulung) und Mission (nicht nur in ausgesprochenen Missionsgebieten, sondern auch unter den Randgruppen in der Peripherie der großen Städte).

Die ersten Zeiten waren, wie berichtet wird, schwierig, und zwar aufgrund der äußeren (die Situation im damaligen Mexiko) wie der inneren Umstände des Institutes. Unter anderem war der Gründer am Anfang nicht einmal Priester. Marcial Maciel wurde 1944 zum Priester geweiht. Bis dahin nahm der Salesianer Daniel Santana die Aufgabe eines Leiters und Kaplans der kleinen Gruppe wahr. Aber die Ausbreitung ließ, vor allem dank der nachdrücklichen und unermüdlichen Arbeit des Gründers, nicht auf sich warten. Das Sprungbrett nach vorne stellte, nach der Erteilung des Nihil obstat durch den Hl. Stuhl, die Errichtung als Kongregation dar. Aber schon vorher, 1946, hatte sich eine Gruppe der Missionare nach Spanien begeben, um an der päpstlichen Universität von Comillas bei Santander ihre Studien zu machen. Auf diese Weise wurde das Fundament für die nachfolgende Entwicklung außerhalb Mexikos gelegt. Spanien ist heute zusammen mit Mexiko, den Vereinigten Staaten und Irland das Land mit der größten Zahl von Niederlassungen.

Eine Besonderheit dieser ersten Reise nach Europa muß erwähnt werden. 36 junge Menschen machten sie im Laderaum eines Schiffes und bezeugten so ein weiteres Mal den dynamischen und kämpferischen Charakter der Kongregation, die nicht zufällig auch unter dem Namen „Legionäre Christi“ bekannt ist. Marcial Maciel war selbstverständlich unter ihnen.

Mit berechtigtem Stolz unterstreicht der Geschichtsschreiber der Kongregation, Pater J. Garcia, diese bezeichnende Episode. Von den drei Apostolatsfeldern, auf denen die Legionäre Christi am meisten tätig sind, bleibt Pater Garcia am liebsten bei den Missionen stehen. In der Prälatur von Chetumal auf der Halbinsel Yucatan arbeiten gegenwärtig dreißig Legionäre, unter ihnen sechzehn Priester. Sie kämpfen täglich gegen Hunger, Krankheiten, religiöse Unwissenheit – die Bewohner des Gebietes sind an sich Katholiken, doch haben sich viele Spuren des Heidentums erhalten –, gewaltige Entfernungen, Mangel an Verbindungswegen. Es gibt Pfarreien, die ein ungeheures Gebiet im Urwald umfassen, das oft auf gut Glück durchquert werden muß. Der eigentliche große Feind, den es zu überwinden gilt, ist die Armut. Obwohl der Boden des Landes, wie es

heißt, ausgedehnte Reichtümer enthalten soll, lebt die Bevölkerung am Rande des Existenzminimums. Nach dem Bericht von Pater Garcia haben die Legionäre Christi unendlich viel getan, um das Los der unglücklichen Menschen materiell und spirituell zu heben. Durch ihre Initiative sind Handwerker- und Berufsfachschulen als Voraussetzung für jeden Fortschritt entstanden. Für Mädchen wurden Näh- und Hauswirtschaftsschulen errichtet. Es gibt auch eine apostolische Schule mit einigen Jungen, da die Priesterberufe zahlreich sind. Die Prälatur wird von Bischof Jorge Bernal Vargas geleitet. „Er ist einer von den dreizehn Buben damals 1941 im Keller,“ sagt schmunzelnd Pater Garcia. Soviel über die Missionstätigkeit im engeren Sinne. Die Legionäre Christi sind in ganz Mexiko verbreitet. Vor allem in den großen Städten operiert die Organisation „Mano amica“, die mit Vorzug soziale, hygienische und schulische Hilfe leistet. Auf dem letztgenannten Gebiet ist die Kongregation immer in vorderster Front. 1954 wurde in Mexiko City das erste apostolische Zentrum zur Erziehung Jugendlicher in Dienst genommen, das „Istituto Cumbres“. Danach, ebenfalls in der Hauptstadt, die Universität Anahuac mit rund 10000 Studenten, wobei bemerkenswert ist, daß 30% der Studienplätze für Studenten aus wirtschaftlich schwachen Verhältnissen reserviert sind. Die humane und soziale Hilfe für die Ärmsten der Armen ist im übrigen eine der Aufgaben, die in der Kongregation sozusagen institutionalisiert ist. Pater Garcia erwähnt, daß sich in der Bannmeile von Monterrey ein bedeutendes Zentrum für Hauswirtschaft befindet. In der jüngsten Zeit wird den Massenkommunikationsmitteln viel Aufmerksamkeit zugewandt. Man ist auch gerade dabei, die erste Nummer einer Zeitschrift herauszubringen, die sich vor allem den Fragen der Familie widmen wird.

Außerhalb Mexikos sind die Missionare vom Heiligsten Herzen in den benachbarten Vereinigten Staaten verbreitet. In Connecticut haben sie ein Schulungszentrum. Weiterhin sind sie in den Staaten New York, New Jersey, Michigan und in der Bundeshauptstadt Washington tätig. In Lateinamerika sind sie augenblicklich nur in Chile vertreten, werden aber demnächst – wie Pater Garcia erzählt – nach Venezuela und Brasilien gehen. In Europa sind sie außer in Spanien (mit 20 Häusern) in der Republik Irland verbreitet. Im nordöstlichen Teil des Landes (Donegal) entstand 1960 das Noviziat von Bunderan, das später nach Dublin verlegt wurde und augenblicklich 120 Studenten beherbergt. In Italien haben sie außer in Rom noch ein Haus in Conegliano Veneto, wo ein Zentrum der Jugendhilfe entstanden ist. Die Anwesenheit in Rom ist von besonderer Bedeutung. Bald nach der Anerkennung der Kongregation wurde hier 1949 mit dem Bau des Generalates begonnen, das 1950 eingeweiht wurde. Hier wurde dann auch das Zentrum für die höheren Studien mit dem Namen „Legionäre Christi“ eingerichtet, der zum zweiten Namen der Kongregation wurde. 1958 wurde die Kirche Unserer Lieben Frau von Guadalupe gebaut. „Es war Pa-

ter Marcial,” so fährt Pater Garcia fort, „der darauf drängte, nach Rom zu kommen, um nahe beim Papst zu sein und unter seinen Legionären die Anhänglichkeit an den Stellvertreter Christi und den Gehorsam ihm gegenüber lebendig zu erhalten.“ In Rom üben die Missionare vom Heiligsten Herzen eine Vielzahl von Tätigkeiten aus, besonders auf dem Felde der Erziehung. Viele von ihnen sind Assistenten im Kolleg der Schulbrüder vom hl. Johann Baptist de la Salle in der Via Flaminia „S. Guiseppe de Merode“, desgleichen am Kolleg der Maristenschulbrüder „S. Leone Magno“. Sie geben Katechese und Exerzitien. Die jungen Menschen reagieren in großartiger Weise. „Wir haben bereits die ersten Berufe aus Rom. Ein Junge ist schon seit vier Jahren in Mexiko City, ein anderer in Madrid.“

Die Begegnung mit dem Hl. Vater am heutigen Sonntag fällt genau mit dem Jahrestag der Reise Johannes Pauls II. nach Mexiko zusammen. Deshalb wird der Besuch des Papstes – viele Legionäre sind natürlich Mexikaner – als ein gnadenhaftes Ereignis nicht nur für die Pfarrei, sondern auch für ihr Kolleg betrachtet und mit verständlicher Bewegung erwartet – auch wenn der Papst hier schon bekannt ist. 1975 hat der damalige Kardinal Woytila der Pfarrei schon einmal einen Besuch gemacht, zusammen mit 200 polnischen Priestern, von den viele in den nazistischen Konzentrationslagern waren. Davon berichtet der stellvertretende Pfarrer Pater Tena. Pater Tena erinnert sich auch noch, als ob es heute wäre, wie diese Priester sich damals um das Bild der Madonna von Guadalupe, der Schutzherrin Mexikos, sammelten und beteten. „Für uns waren das Augenblicke lebhafter Bewegung. Wir fühlten uns mit den Mitbrüdern aus dem fernen Polen durch die gleiche Liebe zur Gottesmutter verbunden. Letztes Jahr, als ich den Papst in den marianischen Heiligtümern, an denen mein Vaterland so reich ist wie Polen, beten sah, mußte ich wieder daran denken.“

### **Plädoyer für die Kanzel**

Zweimal habe ich in jüngster Zeit eine Predigt von einer richtigen Kanzel herab gehört: bei der Eröffnung des evangelischen Kirchentages in St. Lorenz in Nürnberg und an Maria Himmelfahrt im Freiburger Münster. Das Ereignis verdient festgehalten zu werden. Denn in den letzten Jahren hat man, zumindest in katholischen Kirchen, kaum mehr eine Predigt von der Kanzel gehört.

Leer und verlassen standen oder hingen diese kostbaren Zeugen der Vergangenheit in den Kirchenräumen, während weit vorn, in großen Kirchen fast unsicht-

bar, ein Geistlicher vor einem dürftigen Pult, bestenfalls einem Ambo, zu den Gläubigen sprach – das gleiche Bild von Sizilien bis Irland, von Erfurt bis Rennes, von Löwen bis Lissabon.

Zeugen der Vergangenheit? Sind die Kanzeln wirklich nur noch Museumsstücke in unseren Kirchen, Gegenstände mehr der Denkmalspflege als der Liturgie, Verlegenheiten für den Christen von heute? Ich kann und will es nicht glauben. Dabei ist nicht einfach das Heimweh nach der Vergangenheit im Spiel oder Mitleid mit dem stummen Stein oder Holz, den oft zauberhaften und köstlichen Gebilden architektonischer und plastischer Phantasie, von denen keine Stimme mehr tönt. Kunsterwägungen allein könnten mich in der Abkehr von der Kanzel kaum irre machen. Wenn diese Abkehr wirklich notwendig und aus geistlichen und gemeindlichen Gründen unvermeidlich wäre. Aber ist sie es? Halten die Gründe, die man anführt (oder oft nur gedankenlos nachplaudert) wirklich stand?

Im Laufe der Jahrhunderte ist die Kanzel oder allgemein gesprochen: der Ort der Wortverkündigung immer mehr vom Altar ins Schiff, vom Bischof und den Priestern weg ins Volk gerückt. Ursprünglich (die Gemeinden waren noch klein) predigte der Bischof von seinem Stuhl in der Apsis aus; später (die Kirchen wurden größer) predigten die Priester vom Ambo oder von den cancelli (daher das Wort Kanzel) aus und noch später von der Empore des Lettners, der sich aus den cancelli entwickelt hatte. Erst das Spätmittelalter, das Zeitalter der Bettel- und Predigermönche, eine Zeit zunehmender Predigtstätigkeit und eines demokratischen Fühlens überwand die strikte Trennung von Chor und Kirchenschiff und stellte die Kanzel endgültig in den Laienraum. Seither war der Standort des Predigers fast stets auf der Kanzel an einem Pfeiler oder Wandstück des Langhauses, und dabei ist es geblieben bis in unsere Zeit.

Auf demokratische Gründe kann sich also nicht berufen, wer die Kanzel in den Chorraum zurückstellt. Oder doch? Schwebt die Kanzel nicht doch zu hoch über dem Volk? Entspricht der Ambo im Chor auf (fast) gleicher Ebene mit dem Volk nicht besser heutigem Fühlen? Wer so argumentiert, hat die schlichte und tiefe Symbolik der Kanzel im Kirchenschiff nicht begriffen. Der Priester, der sich zum Predigen anschickt, verläßt den Altarraum, „geht ins Volk“, zugleich aber steigt er auf die Kanzel empor – nicht um sich zu erhöhen, sondern um die Erhabenheit von Gottes Wort zu dokumentieren! Und Hand aufs Herz: die großen und bewegenden Kanzelpredigten aus dem Geist des Evangeliums ins Volk und in die Zeit hinein – wären sie vorstellbar gewesen von einem Lesepult im Chorraum aus? Taulers Predigten in Straßburg, die Kettelers in Mainz, die Faulhabers in München, die Graf Galens in Münster – sie bedurften der Kanzel ebenso, wie für die frühchristliche Gemeinde der „Umstehenden“ Bischofs-

stuhl und Ambo genug waren. Auch heute mag die Predigt vom Altar aus für kleine Gemeinden durchaus genügen – da wäre eine Kanzel gewiß zu viel Aufwand. Eine große Kirche dagegen, eine, die Kirche für das Volk, Volkskirche sein will, kann auf die Kanzel nicht verzichten . . . Ich gestehe es offen: Ich höre gern einen Prediger von vorn, vom Chor – in kleinen Gottesdiensten, in vertraulicher, intimer Umgebung. Aber ebenso ermüdend empfinde ich den allmählich zum System gewordenen theologischen Frontalunterricht bei großen Gottesdiensten mit Tausenden von Gläubigen. Da ist das Wort des Priesters von der Kanzel herab viel angemessener, liturgischer – und demokratischer.

Prof. Hans Maier im „Münchener Merkur“  
vom 5. September 1979 (iba 03-18/79)

## Buchbesprechung

DAS II. VATIKANISCHE KONZIL HAT die Ordensgemeinschaften der Kirche eingeladen, sich einer zeitgemäßen Erneuerung zu unterziehen. Papst Paul VI. schuf bald nach dem Konzil die dafür notwendigen rechtlichen Voraussetzungen. In welcher Weise man sich diese Einladung zu eigen gemacht, wie weit die Erneuerung im einzelnen Fall gediehen ist, das wäre sicher interessant zu erfahren. Ein bemerkenswerter Beitrag zur Erneuerungsdiskussion innerhalb des Franziskanertums liegt in einer vor drei Jahren veröffentlichten Dissertation des Schweizer Kapuziners Anton Rotzetter vor. Der Autor kommt dabei aus einer Analyse der franziskanischen Ursprünge zu teilweise sehr dezidierten, wenn nicht sogar überzogenen Folgerungen für die Neugestaltung des Franziskanertums heute. Ein Beispiel: Militärseelsorge. Von ihr meint er, daß sie „gewiß eine legitime Möglichkeit des Priesters“ sei, „die Botschaft Christi zu verkünden.“ Dann aber glaubt er feststellen zu müssen: „Innerhalb der franziskanischen Berufung dürfte sie kaum möglich sein.“ Und warum nicht? Sie verdunkelt „durch Macht und implizite Bejahung der Gewalt“ das Zeugnis der Gewaltlosigkeit, das er den Jüngern des hl. Franz aufgetragen sieht. So dürfte die Friedensmission des hl. Franz gerade dort nicht vergegenwärtigt werden, wo es am meisten nötig wäre? Und bedeutet Seelsorge an Soldaten wirklich „implizite Bejahung der Gewalt“?

Die Arbeit umfaßt drei Teile. Im ersten geht es in einer Untersuchung der in der Kirche bestehenden franziskanischen Gemeinschaften um die Herausarbeitung des Gemeinsamen und des Unterscheidenden. Der Autor möchte das in ihnen allen – im Ersten, Zweiten und Dritten Orden – sich verwirklichende Franziskanische, dann aber auch die Eigenart eines jeden Ordens ermitteln und schließlich die Frage nach den konkret-möglichen bzw. wünschbaren Beziehungen zwischen ihnen erörtern. – Der zweite Teil unternimmt historisch-kritisch eine inhaltliche Bestimmung der Funktion des Franziskanertums in Kirche und Welt. Dabei wird eine „Seinsfunktion“ und eine „heilsgeschichtlich-ekklesiologische Funktion“ der franziskanischen Bewegung unterschieden. Methodisch zieht der Autor dafür die auf den hl. Franz selber zurückgehenden Texte und die in den ersten Jahren und Jahrzehnten nach dem Tode des Heiligen entstandenen einschlägigen Schriften seiner Jünger heran. – Der dritte Teil wendet die Resultate von Teil I und II auf das Thema einer zeitgemäßen Erneuerung des Franziskanertums heute an.

Am umfangreichsten ist die geschichtliche Untersuchung in Teil II ausgefallen, und dies natürlich zu Recht, weil hier die entscheidenden Fragen gestellt und beantwortet werden. Eine der wesentlichsten Aussagen, zu denen der Autor bei seinen Textinterpretationen kommt, lau-

ter dahin, daß bei Franziskus und seinem Beginnen „das Ordensleben im Sinne der Befolgung der evangelischen Räte“ nicht „das gedanklich Primäre“ war. Mit anderen Worten: Nicht Gründung eines Ordens im rechtlich fixierten Sinne war die Absicht des hl. Franz. Es ging ihm vielmehr darum, Menschen um sich zu scharen, die gekennzeichnet und geprägt wären durch „eine vorbehaltlose Bindung an die Person Jesu Christi sowohl hinsichtlich der Lehre wie auch bezüglich des konkreten Lebens“. Darin ist die „formelle Intention“ des hl. Franz bei seiner Gründung zu sehen (S. 127). Daraus ergibt sich, daß das Franziskanische nicht ohne weiteres identisch ist mit Ordensspiritualität, sondern von ihr trennbar und in allen Möglichkeiten des Christen, d. h. auch von allen Christen überall konkretisiert werden kann. Die drei franziskanischen Gemeinschaftsformen des Ersten, Zweiten und Dritten Ordens bedeuten deshalb „kein qualitatives Nacheinander“; sie sind „vielmehr völlig eines Wesens... und einzeln genommen völlig gleichwertige, ... ja autonome Orte der Nachahmung Franzens“ (S. 87). Die Primärfunktion aller drei franziskanischen Gemeinschaften, der ganzen franziskanischen Bewegung, in Kirche und Welt hinein formuliert der Autor mit „poenitentia als frohlockendes Spiel vor Gott“. Dabei ist „poenitentia“, „Buße“, „nicht eine Haltung neben anderen, sondern die in das Christumysterium eingebrachte menschliche Existenz“ (S. 117). Von Einzelaktionen der franziskanischen Bewegung gilt, daß alle Möglichkeiten menschlichen Tuns grundsätzlich mit der Primärfunktion vereinbar sind. Die vom hl. Franz namhaft gemachten Funktionen, wie aktive Solidarität mit den Armen, Arbeit, Ziehen durch die Welt, priesterliche Tätigkeit, Mission, Predigt usw., sind nicht im ausschließlichen Sinne zu verstehen. Letzte Wurzel alles Franziskanischen als „poenitentia“ ist die Selbsterniedrigung, die Kenosis Christi, wie sie in der bekannten Kurzformel des Philipperbriefes, Kapitel 2, Ausdruck gefunden hat (S. 268). Letztes Ziel alles franziskanischen Tuns ist die Reich-Gottes-Proklamation. Zumindest muß „jedes Tun des franziskanischen Menschen“ „irgendwie“ so verstanden werden können.

Im dritten Teil wird die Konfrontation der Ergebnisse aus der geschichtlichen Analyse mit der Gegenwart auf ausgesuchte Fragestellungen eingegrenzt. Kritisch erörtert werden: a) die priesterliche Ausgestaltung des Ersten Ordens, d. h. die Tatsache, daß aus der „Arbeiterbrüdergemeinschaft“ des Ursprungs ein Priester-Orden geworden ist; b) der Verlust des eschatologischen Bewußtseins in der franziskanischen Bewegung (im Gefolge der eingedrungenen joachitischen Ideen); c) die Verwirklichung der Armutskonzeption; d) die Notwendigkeit eines originellen gesellschaftskritischen Engagements; e) die spezifisch franziskanische Kirchlichkeit; f) die spezifische Form des franziskanischen Gemeinschaftslebens. Hierbei kommt der Autor zu Folgerungen wie der eingangs erwähnten hinsichtlich der Ausübung der Militärseelsorge durch Söhne des hl. Franz. Wir erfahren darin auch, daß mehrere offizielle Petitionen der Kapuziner in den Jahren nach dem Konzil, die auf eine „Entklerikalisierung“ des Ordens zielten, vom Hl. Stuhl jedesmal und mit Nachdruck abschlägig beschieden wurden.

Kritisch wären an das Buch zwei Fragen zu richten: 1. So berechtigt und notwendig es ist, beim Bedenken des eigenen originellen Profils auf die Ursprünge und ihre Dokumente zurückzugehen: darf man die ganze zwischen dem Heute und jenen Ursprüngen liegende jahrhundertlange Geschichte mit ihren Erfahrungen und Aussagen so gänzlich übergehen, wie es hier geschieht? Haben diese Jahrhunderte kein Gewicht? Sind sie der Führung durch den Hl. Geist völlig bar? 2. Haben die Anliegen der heutigen Situation, wie das Buch sie sieht und formuliert, die Interpretation der Ursprungsdokumente nicht mehr als zulässig beeinflusst? – Man kann sich auf alle Fälle vorstellen, daß das Buch die Diskussion um eine zeitgemäße Erneuerung des Franziskanertums nicht wenig bewegt.

Anton Rotzetter, OFM Cap, *Die Funktion der franziskanischen Bewegung in der Kirche. Eine pastoraltheologische Interpretation der grundlegenden franziskanischen Texte, Schwyz/Schweiz 1977: Tau-Verlag, 315 S., kt., DM 50,00.*

E. Monnerjahn